

Aus der Vergangenheit  
der Stadt  
Marienburg i. Westpr.  
1806 bis 1816.

Napoleon,  
der Verderber in Preußen.



Aufzeichnungen von Friedrich Heinel,  
Inspektor und Superintendent.

Berlin 1910.

Druck des Christlichen Zeitschriftenvereins, S.W. 68, Wite Jakobstr. 139.



Aus der Vergangenheit  
der Stadt  
Marienburg i. Westpr.  
1806 bis 1816.

Napoleon,  
der Verderber in Preußen.



Aufzeichnungen von Friedrich Heinel,  
Inspektor und Superintendent.



Berlin 1910.

Druck des Christlichen Zeitschriftenvereins, SW. 68, Alte Jakobstraße 129.

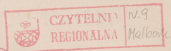
Jest to dar dla Biblioteki Elbląskiej  
od Pani/Pana *Ks. Wojciecha Zaradkiewego*  
Elbląg, dnia 7.01.2000

35829



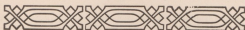
~~3403~~

94(438).07 =



D- AKC.3/2000





## Aus der Vergangenheit der Stadt Marienburg i. Westpr.

Aufzeichnungen von Friedrich Heinel

(geboren am 15. Oktober 1758 zu Berlin, wo sein Vater Kaufmann war. 1774 wurde er in das Waisenhaus zu Halle aufgenommen und bezog 1779 die Universität. 1782 nahm er eine Hauslehrerstelle in Stolzenberg bei Danzig an, wurde für die dortige Predigerstelle gewählt und am 5. Januar 1784 zu Marienwerder ordiniert, erhielt aber auch einen Ruf nach Marienburg als Adjunkt des Predigers Walther 1784 unterm 9. März, den er annahm. Er wurde in Marienburg am Sonntage Judita, 28. März, eingeführt und hielt am Sonntage Palmarum, 4. April, seine Antrittspredigt. Nach dem Tode des Predigers Walther 1786 rückte er in die dritte Predigerstelle, nach dem Tode des Predigers Pohl 1791 in die zweite Predigerstelle, und nach dem Abzuge seines Kollegen Bundsch 1793 wurde er erster Prediger. 1808 erhielt er nach dem Tode des Kirchen- und Schulinspektors Sobrid zu Reuteich auch die Kirchen- und Schulinspektion über das große Marienburger Werder und wurde Superintendent über das große und kleine Werder. Er starb nach einem tätigen Leben, von dem ansteigenden Lazarettfieber, das sich damals in Marienburg entwickelte und nachher furchtbar wüthete, gleich anfangs ergriffen, am 24. Januar 1813. Durch gesammelte Beiträge in Marienburg und bei den Predigern in der Superintendentur wurde ihm ein Denkmal auf dem Georgenkirchhofe gesetzt. — Das Gute, das er für Kirche und Schule getan, erhält sein Andenken.)

## Napoleon, der Verderber in Preußen.

Apocalypicos 9, 11.

Wir leben in Zeiten, deren traurige und blutige Begebenheiten vielleicht der Nachwelt Glück und Segen bereiten werden, obgleich der Ehrgeiz desjenigen, der sie veranlaßte, nur einzig den großen Namen und die Unsterblichkeit beabsichtigte, welche Leidenschaft allein durch Blut und Tränen zu erkaufen wünscht. Ich überlasse es der Geschichte, zu erzählen, wie ein Korps von geringer und ungewisser Herkunft es dahin brachte, sich zum General heraufzuschwingen, weil er die Weiskläferin eines damals mächtigen Mannes zu ehelichen die Verschlagenheit befahl, wie er seine Stimme zur Ermordung des rechtmäßigen Königs von Frankreich gab; wie er, der keine menschlichen Gefühle hatte, durch Aufopferung von Tausenden sich den Ruhm und Namen eines unüberwindlichen Feldherrn erwarb; wie er nach Aegypten zog und dort den Mohammedanern als solchen saameidelte, deren Religion ihm vorzüglich am Herzen läge; wie er zurückkehrend nach Frankreich die damals bestehende Direktorial-Regierung unterdrückte und sich zum ersten Konsul und Weinherrscher von Frankreich erklären ließ; wie er diese Würde sich auf Lebenslang zu erschleichen wußte und, unzufrieden mit diesem Rang, endlich sich die Kaiserkrone von Frankreich aufsetzte, bei welcher der Paps, der mit vielen Kosten aus Rom zu dieser Krönung eingeladen war, eine sehr traurige und untergeordnete Rolle spielen mußte. Denn Religion und Moral waren ebenso wie List, Gift, Mord, Feuer, Schwert und Bestechung nur Mittel in seiner Hand, um seine Zwecke zu erreichen. Der Tod der großen Männer in England: Pitt, Fox und Nelson, der Tod Piazgrüs, die Verweisung Mareaus und die Entfernung aller derer, die seinen Absichten hinderlich waren, von den Orten, wo sie nützlich sein konnten, sind hierzu die Beläge. Vielleicht glückt es der Geschichte, die einzelnen Züge seiner Schandtaten näher zu entdecken, die jetzt bei der beschränkten Pressfreiheit und bei dem drohenden Schwerte des Tyrannen

seiner aufzuzeichnen wagen darf, da selbst ein unter fremder Regierung lebender Buchhändler Palm bloß deshalb auf Befehl des Verderbers durch eine französische Kriegskommission gerichtet und erschossen wurde, weil er ein Buch, das nur Wahrheit enthielt: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung, verkauft hatte. Ein gleiches Urtheil wurde über einen andern Buchhändler gefällt, den er aber nicht in seine Gewalt bekam, weil er in Brunn wohnte. Er umgab sich mit einer Menge ihm ähnlich denkender Menschen, die vielleicht weniger Ehrgeiz als Bolland und Habsucht belebte. Ein in jeder List erfahrener, verschlagener Mensch, Tagherand, war sein Kabinetts-Minister und wußte ränkevoller noch als einst Richelieu das Verderben der Staaten Europas zu bereiten. Seine Brüder sowohl, die er zu Königen machte, als auch Kurat, Bernadotte, Lesepre und alle seine Marschälle, die, selbst Räuber, Räuberhorden geboten und von ihm zu Fürsten erhoben wurden, hatten sich meist durch Insamien zu ihren Würden emporgeschwungen, und er erfand ein Mittel, diese Thaten zu belohnen, denn er stiftete für Menschen von solchen Gesinnungen einen Orden, die Ehrenlegion genannt.

Raum hatte er den ersehnten Titel „Kaiser“ erlangt, als er den Wunsch faßte, die Welt zu erobern und Thaten auszuführen begann, durch die er alle Menschenschlächter der alten und neuen Welt zu übertreffen bemüht war. Italien, dem er die Freiheit vorgespiegelt und das er gegen seine rechtmäßige Obrigkeit empört hatte, die Schweiz, die er ins Verderben gestürzt hatte, Venedig, das er verkauft, Toskana, das er geraubt, und Neapel, das er verwüßt und dessen treue Untertanen er ermordet hatte, machte er zu Provinzen seines Reiches, und seine Brüder und Anhänger unter den Namen der Könige und Fürsten setzte er als Satrapen derselben ein.

Auf gleiche Weise wurde Holland von ihm abhängig, und nun wendete er alle List und Verschlagenheit an, sich auch Deutschlands zu bemächtigen. Ränke und Vespuchungen untreuer Staatsdiener wendete er an, um von Preußen die wichtige Festung Wesel in Kleve zu erhalten. Um den Norden von Deutschland in Frieden zu erhalten, nöthigte Napoleon den König von Preußen, der mit den

größten Aufopferungen nach diesem Frieden strebte, Hannover zu besetzen, um sich dadurch mit England zu vereinigen. Während dieser Verhandlungen brach der Verderber in Oesterreich ein, verheerte das Land und trogte diesem Staate die deutsche Kaiserkrone, Tirol und Venedig nebst andern Ländern ab. Nun kam die Reihe an Preußen, das durch eine Menge von Demütigungen und Niederreien zum Kriege gezwungen wurde, dessen Ursachen ganz wahr und richtig in dem Mandate bekannt gemacht werden, in dem unser guter König Friedrich Wilhelm III. vor Gott und der Nachwelt schuldlos und in seiner wahren moralischen Größe erscheint, die gerade das Gegentheil von der hohen Stufe der Infamie ist, die Napoleons Größe zu sein scheint und das Ziel seines Strebens ist.

Indem ich dies schreibe, fühle ich, daß vielleicht Parteilucht mich zur Leidenschaft und Ungerechtigkeit hinreißt; aber der Gott, der mich kennt, weiß, wie warm mein Herz stets für mein Vaterland schlug und aus wieviel Wunden es blutet, da ich eine Menge meiner Mitbürger erschlagen und einen noch größern Teil derselben ins Unglück gestürzt wissen muß, da die bei allen ihren Mängeln doch schöne Verfassung desselben zerstört und das Glück des Staates untergraben ist. Doch will ich unparteiisch sein und unparteiisch erzählen, welche Leiden auch die Gemeinde erfuhr, der ich seit 23 Jahren vorstehe.

Der 14. Oktober des 1806ten Jahres war der furchtbare Tag, an dem die preussische Monarchie durch das verlorene Treffen bei Auerstädt in Sachsen diejenige Erschütterung erfuhr, deren Folgen noch hinter dem Schleier der Zukunft verborgen liegen. Eine Wunde am Auge, die der Herzog während der Schlacht erhielt und die ihn, den alten, erfahrenen Ferdinand von Braunschweig, nöthigte, das Schlachtfeld zu verlassen, war höchstwahrscheinlich die Ursache der verlorenen Schlacht, die durch die Verrätherei des Herzogs Eugen von Württemberg, der die Reserve kommandierte, durch die Bestechlichkeit des Fürsten von Hohenlohe, der mit einer Armee von 60000 Mann kapitulirte, durch die Feigheit des von Ingersleben, der die Festung Küstrin übergab und durch die Menge der untanglichen Gouverneurs, Generale und Kommandeurs in ihren

Folgen so gefährlich wurde, daß Napoleon nicht allein alle preussischen Länder bis an die Weichsel und schlesische Grenze in vier Wochen eroberte, sondern auch das jenseits der Weichsel gelegene Südpreußen zum Aufstande bewog. Die dort während der preussischen Regierung beglückten Untertanen wurden ihren Weibern und Kindern entrissen und Knaben von vierzehn Jahren zum französischen Kriegsdienste meistens mit Stockschlägen gezwungen. Der Rest des preussischen Heeres hatte sich diesseits der Weichsel gelagert, und russische Heere waren auch unter dem Befehle der Generale Kaminskoy, Benningsen, Belyissen und Essen im Anmarsche.

Generalleutnant Vestoc hatte Thorn besetzt, mußte aber auf Befehl des Generals Benningsen diesen festen Posten verlassen, und so gingen die Franzosen über die Weichsel, besetzten Thorn, und nun war beinahe jeder Tag vom Anfang des 1807. Jahres mit Blut bezeichnet. Jede Schlacht kostete den Franzosen ungeheuer viel Menschen, auch raffte die weiße Ruhr viele von ihnen dahin; dennoch mußten andere ihre Stelle ersetzen und selbst, mit Schauern wird es die Nachwelt erfahren, deutsche Völker den Beschreyer deutscher Freiheit besiegen. In Schlesien wurden Bayern und Württemberger, in Preußen Hessen zu Opfern des napoleonischen Ehrgeizes gemacht und womöglich zur Brutalität französischer Soldner herabgewürdigt. Keine dieser Truppen erhielt Sold, der Bürger und Landmann, durch deren Besigungen diese heuschreckenartige Menschenmasse zog, mußten für jedes ihrer Bedürfnisse sorgen, und rauben und plündern war bei einem Heere, das in seinem Oberhaupt das vollendetste Ideal dieser Handlungsweise sah, unvermeidlich. So kamen auch diese gefürchteten Menschen zu unseren friedlichen Wohnungen und erpreßten unsern Mitbürgern Ströme von Tränen. — Es war in der Mitte des Januars, als preussische Kommissarien hierher kamen, um das Magazin auszuleroen und obgleich, als sie sich zurückzogen, das Eis den Uebergang über die Rogat unmöglich machte, so zerstörte dennoch der unverständige Hauptmann einige Stähne, die das Privateigentum von arbeitsamen Einwohnern und die Quelle ihres Erwerbes waren.

Schon hatten wir im November und Dezember Trümmer unseres geschlagenen Heeres hier durchgehen sehen, Generale, Minister und Privatpersonen und selbst die königliche Familie floh nach Königsberg und vermehrte die Trauer über das Unglück des Vaterlandes. Wir hofften auf die Hilfe der Russen, aber Napoleon redete beinahe die Sprache jenes assyrischen Gesandten, der zum jüdischen König Hiskias sprach: „Verlässest du dich auf diesen zerstoßenen Rohrstab, auf Aegypten, der, so sich jemand auf ihn lehnet, wird er ihm in die Hand geben und sie durchbohren. 2. Könige 18, 21.“ Immer rühmten sie sich ihrer Siege und immer wichen sie zurück. Am 16. Januar rückten unter Anführung des preussischen Majors von Wostrowsky ein Bataillon des von Vierdeschen Regiments nebst einiger Reiterei hier ein, um das von Rouquetische Korps bei Br.-Holland zu verstärken; am 17. marschirten sie von hier ab. Am 19. hatte es in Christburg ein Gefecht mit einem Teile der Drouetschen Division und kam mit einem beträchtlichen Verluste den 20. zurück, verließ am 21. Marienburg, und am folgenden Tage erhielt der hiesige Magistrat ein französisches Schreiben vom General Drouet, worin er ihn ersuchte, Deputierte nach Christburg zu senden. Den 22. reisten der Polizeidirektor From, der Kommissionsrat Forster und der Kaufmann Sobieray als Stadtälteste nach Christburg, wo sie vom General wohl aufgenommen wurden und am 23. zurückkehrten. Kurz nach ihrer Rückreise trafen etwa 850 Mann unter Befehl des Oberstleutnants Bauer hier ein, die uns, die wir den Anblick der schönen preussischen Truppen gewöhnt waren, als Lumpengefindel vorkamen. Und hier hatten wir das erste-mal Gelegenheit, Franzosen näher kennen zu lernen. Der geringste unter ihnen war lecker, mit Gewalt erzwungen sie sich vom Bürger Wein und köstliche Mahlzeiten, raubten sie und erpreßten Geld, wo und so gut es sich tun ließ. Doch am 25. brachen sie plötzlich auf, weil die Russen sie überfallen hatten, und Bernabotte, der Fürst von Ponte Corvo ist, Kronprinz von Schweden und Marschall des Heeres war, sich mit sechs-tausend Mann in Gbing aufhielt und Kontribution erpreßte, entkam nur entweder

durch die Nachlässigkeit oder die Bestechung eines russischen Generals. In Marienwerder wurde der General Foultrier von den preussischen Husaren gefangen genommen. Dennoch hatte dieser Besuch unserer Stadt viertausend Reichstaler gekostet ohne das, was jedem einzelnen die Verpflegung der Soldaten kostete und ihm geraubt war, das auch auf eintausendfünfhundert Reichstaler zu rechnen ist. Nun glaubten wir von den Franzosen befreit zu sein, die Russen wollten sie noch die feils der Weichsel aufreiben, aber bald änderten sich die Umstände. Es kam zwischen der allirten und französischen Armee zu blutigen Gefechten bei Eylau, Liebstadt u. a. D., kein Tag verging ohne mörderisches Blutvergießen, und die Folge davon war, daß sich die Russen auf Königsberg zurückzogen, ungeachtet sie uns mit erfreulichen Siegesnachrichten hintergangen hatten, hiervon bekamen wir den 10. Februar bestimmte Nachricht.

Unterdessen hatten die Heinen Abteilungen, die General Hamburger aus Danzig sandte, mit den polnischen Anführern viel glückliche Gefechte bei Neuenbrg, Rewe und Dirschau gehabt, und General Mouquette von der Bestockchen Armee hatte von Marienwerder aus die jenseitigen Ufer der Weichsel gereinigt. Bei Graudenz war eine Anzahl Hesse-Darmstädtischer Truppen gefangen, als plötzlich französische Truppen unter Anführung des Marschalls Lesevre vorrückten und ganz unvermuthet den 13. Februar um 4 Uhr nach Marienburg kamen. An siebentaufend Mann wurden hier einquartiert, und manches Bürgerhaus erhielt dreißig Mann. Man redete gleich anfänglich von Plünderung; Laden und Türen wurden geschlossen, und nur das schützte uns vor Verraubung, daß dem Marschall viertausend Reichstaler und drei schöne Pferde bewilligt wurden. Bedenkt man die Teuerung, die hier herrschte, indem der Scheffel Getreide drei, auch vier Reichstaler und das Rindfleisch das Pfund einen halben Gulden kostete, daß durch die nothbrangelosen Zeiten der Bürger heruntergebracht war, daß die Franzosen, unzufrieden mit Bier, Branntwein und Roggenbrot — Wein, Kaffee, Semmel und leckere Speisen erpochten, daß sie nebenher den Bürgern mit der Drohung, sie zu ersticken

oder zu erschließen, ihr bares Geld raubten, Kleidungsstücke und andere Sachen stahlen; ungeachtet der Tränen, die sie vergoß, einer Witwe in Hoppenbruch ihre einzige Kuh schlachteten, mit brennenden Lichtern in die Ställe und auf die Heuböden gingen, dann wird man sich die Not unserer Tage deutlich vorstellen. Viele bekamen tiefe Wunden von Säbel- und Knüttelhieben, noch mehrere wurden erschlagen, manche auf der Vorstadt rein ausgeplündert. Der geringste Verlust, den ein jeder, der so viel besaß, erlitt, war zwanzig bis dreißig Reichstaler. Leuten, die Vermögen besaßen, kostete ihre Einquartierung an zweihundert Reichstaler, und doch blieben sie nur von Freitag abend bis Montag früh, vom 13. bis 16. (Am Sonntag, dem 15., mußte sogar der Gottesdienst ausfallen.) Alles blieb in seinen Häusern, und am Sonntag wurde weder in der lutherischen noch in der katholischen Kirche Andacht gehalten. Der Verlust, den unsere Stadt durch die Räuberhorde erlitt, belief sich auf dreißigtausend Reichstaler und darüber, und wenn ich alle die Gewaltthatigkeiten, durch welche sie dem Gastwirt Haberlein fünfhundert Fl. bar Geld und manche andere Sachen, dem Kaufmann Stubovins zweihundert Fl. und seine Hemden, dem Fleischer Stoermer sein bar Geld abpreßten, sowie alle ähnlichen Fälle erzählen wollte, so würde meine Erzählung kein Ende erreichen.

Es ist genug zu sagen, daß selbst der gute Direktor From von ihnen übel behandelt wurde. Ich würde aber Unrecht tun, wenn ich der ganzen französischen Nation die Vergehungen einiger heimessehn wollte; dieses edle und lebenswürdige Volk wurde bereits durch die schauerhaften Auftritte der Revolution von seinen damaligen Machthabern sehr herabgewürdigt; aber noch mehr suchte Napoleon an seiner Verschlimmerung zu arbeiten. Er selbst ohne Religion und Moral, entriß die männliche Jugend früh der Aufsicht der Eltern. Mit dem sechzehnten Jahre wurden schon viele Soldaten und gewöhnten sich ohne allen weiteren Unterricht an die Unsitlichkeit, wou ihnen die Beispiele ihrer Obern und Kameraden soviel Anleitung gaben. Gott (*sacro dio*) war ihnen nur Fluch, sie lernten dieses wohlthätige Wesen verkennen, und



da sie überdem keinen Sold bekommen und wegen ihrer Bedürfnisse auf den Bürger und Landmann angewiesen werden, so ist Raub für sie beinahe unentbehrlich. Dennoch würden jene Ausschweifungen, die hier Ströme von Tränen erpreßten, weniger häufig gewesen sein, wenn mehr Klagen bei den Generalen geführt worden wären; denn wo dieses geschah, wurde dem Unthot Gehalt geboten, obgleich auch dafür bezahlt werden mußte. So erhielten die Müller Stoermer und Tornier die ihnen geraubten Pferde wieder und Prediger Hobrecht, Kaufmann Harber u. a. erhielten *saaves gaudes*. Auch gab es unter den Offizieren und Gemeinen viele, die diese Räuberei verabscheut und dagegen zu schützen bemüht waren und Tüchtigkeit eines edlen Herzens zeigten. So wollte ein Soldat, der keine Strümpfe und nasse Schuhe hatte und alte Lumpen zur Umwicklung der Füße erbat, nicht ein ihm angebotenes Hemd dazu und auch nicht Strümpfe annehmen, weil, wenn er morgen erschossen würde, der Wirt Schaden und kein Mensch Nutzen davon haben könnte. So stellten sich einige Einquartierte bei dem Bäcker Joegel an den Brotkorb, schützten ihn vor Diebstahl und gaben das gelöste Geld richtig ab, und so würde ich noch mehr edle Tüchtigkeit dieser Menschen, welche Napoleon zu brutalisieren bemüht war, zum Beweise anführen können, daß Gott den Menschen gut gemacht hat und daß bei manchen alle angewendeten Kräfte dieses Gute nicht unterdrücken können. Bewahre der gütige Gott unsere Stadt vor fernerm Schaden und gebe uns Nut, unser Glend zu ertragen. (Geschrieben den 17. Februar 1807.)

Den 24. Februar kamen zweitausend Mann von ihnen zurück hierher; da die Folgen dieses Einmarsches für uns so wichtige Folgen hatte, so will ich die erzählen. Als die Franzosen den 16. Februar unsere Stadt verlassen hatten, vereinigten sie sich hinter Osterode mit der großen französischen Armee, und es erfolgte das blutige Treffen bei Pr.-Eylau, in welchem nach dem eigenen Geständnis der Franzosen ihre Armee an vierzigtausend Mann verlor und aufgerieben worden wäre, wenn es in dem Plan oder Charakter des Generals Benningjen gelegen hätte, sie zu

verfolgen. Napoleon erhielt dadurch Zeit, die Reste seiner Armee zu sammeln, sich Elbing zu bemächtigen und dadurch die Erhaltung seiner Truppen zu sichern und sich diesseits der Passarge zu lagern. Von dem Korps des Marschalls Lefevre kehrten zweitausend Mann zu uns zurück und kamen den 24. Februar, sehr gebeugt über ihr Schicksal, in Marienburg an. Ihrem Vorgeben nach sollten sie über die Rogat und Weichsel gehen, um Danzig zu belagern. Da aber das Eis nicht stark genug war, so wurde es an einigen Orten aufgeeislet, und indem die Truppen einzeln über das Eis gingen, wurden Pferde und Kanonen auf Prähmen hinübergeschafft, und die Franzosen betraten den 1. März das große Werber, wo sie nach ihrer gewöhnlichen Methode durch Raub und unendliche Requisitionen und Kontributionen die Einfassen zu ruinieren angingen. Den 2. März kam hier der Ingenieur Obrist la Coste an und meldete dem Magistrat, wie er den Auftrag habe, einen Brückenkopf anzulegen und deshalb mehrere Häuser auf der Starostei, das Elisabeth-Hospital u. a. Wohnungen niederreißen, einige Gärten, als den am Starosteiore belegenen schönen Garten des Kaufmanns Stubovius und den am Marientor am Nechturm gelegenen Garten des Superintendenten Heinel niederhauen müsse. Da hierdurch eine Menge von Einwohnern ihrer Häuser und Güter beraubt wurde, so machte der Magistrat hiergegen Vorstellungen und bat, wenn doch besetzt werden sollte, die von Sandhof bis Willenberg noch vom Anfang des vorigen Jahrhunderts vorhandenen Schanzen als Defensionslinie anzunehmen. Da aber alles Bitten und Vorstellen vergeblich war und bereits am 4. März der Befehl zum Niederreißen mehrerer Häuser gegeben war, so sah die Magistratur den Entschluß, eine Deputation in das kaiserliche Hauptquartier nach Osterode zu senden. An demselben Tage war ich nach Neuteich gefahren, um die dortige Inspektions-Magistratur des verstorbenen Konsistorialrats Pohritz zu übernehmen, und wurde häufig auf diesem Wege Zeuge von den Gewaltthatigkeiten, die man gegen die Einfassen des Großen Werbers, so wie dieses schon früher im Kleinen geschehen war, ausübte. Einzelne und

in Haufen gehende Räuber setzten die Einfassen in Schrecken, raubten ihnen Geld, Pferde und Kleider. Ich hatte auf dieser Reise häufig Gelegenheit, auch mit französischen Offizieren und Soldaten zu reden, die äußerst unzufrieden mit Napoleon waren, sich wegen der langen Entfernung von ihren Familien, mit welchen sie nicht einmal Briefe wechseln konnten, sehr unglücklich fühlten und den Zustand ihres Vaterlandes unter des Verderbers Tyrannen-Regter als äußerst traurig darstellten. Als ich nach meiner Rückreise im Kreise meiner Familie saß, wurde ich eiligst zu einer Konferenz des Herrn Kom.-Rat Forster abgerufen. Ich eilte dahin, und man machte mir von seiten des hiesigen Magistrats den Antrag, mit dem Herrn Regierungsrat Hüllmann und Kondukteur From, Sohn des hiesigen Polizeidirektors, der auch französisch sprach, eine Gesandtschaft an den Kaiser, der sich im Hauptquartier zu Oserode befand, zu formieren und um eine Abwendung des Uebels zu bitten, das unserer Stadt drohte. So beschwerlich und gefahrvoll auch diese Reise sein mochte, so nahm ich den Antrag aus Liebe gegen die Stadt und meine Gemeinde dennoch an, und mein Beispiel bewog auch Herrn Regierungsrat Hüllmann, ihn gleichfalls anzunehmen. Wir empfingen vom Magistrat folgende Instruktion: Da während dem Laufe dieses verheerenden Krieges die Stadt Marienburg von Unglücksfällen aller Art bestürmt, durch starke Einquartierungen und harte Kontributionen gedrückt und zuletzt auch dadurch bedroht wird, daß die Stadt besetzt werden soll, wodurch allen Vorstädten das Schicksal bevorsteht, abgebrochen zu werden, so hat der Magistrat beschlossen, eine Deputation an Seine Kaiserliche Majestät zu senden, um denselben die bedrängte Lage der Stadt vorzustellen, um den gänzlichen Ruin Marienburgs zu verhüten.

Im Gefolge dessen hat der Magistrat zu Deputierten der Stadt Marienburg ernannt: 1. den Königl. Preuß. Regierungsrat Herrn Ernst Hüllmann, Direktor des Königl. Groß-Verder-Vogtei-Gerichts; 2. den Königl. Preuß. Superintendenten Friedrich Heinel, erster Prediger bei der evangelischen Gemeinde hier selbst und Assessor der Armenkollegii; 3. Herrn Friedrich From, Königl. Preuß. Bau-

Kondukteur, die auch dieses Geschäft willig übernommen haben. Im Vertrauen auf die Klugheit, Redlichkeit und den patriotischen Eifer der Herren Deputierten hat der Magistrat sie bevollmächtigt, nach folgender Instruktion zu handeln: Zuvörderst werden die Herren resp. Deputierten sich nach Elding zu begeben und daselbst theils von angesehenen Personen, theils und hauptsächlich aber bei des Prinzen von Ponte Corvo Königl. Hoheit zu erforschen belieben, ob man sich von dieser Deputation einen glücklichen Erfolg versprechen könne. Im Fall nun dazu Hoffnung vorhanden wäre, werden sie sich in das Kaiserliche Hauptquartier nach Osterode des schnelligsten zu begeben und daselbst um Audienz anzuhalten haben. Wenn dieselben bei des Kaisers Majestät zur Audienz gelangen, so haben sie im Namen unserer Stadt folgendes ehrerbietigt vorzutragen: 1. daß die Stadt sich bei den gegenwärtigen kriegerischen Unruhen jederzeit freundlich und höchst bereitwillig gegen die Kaiserl. Königl. französischen Truppen betrogen und alles, was in ihren Kräften gestanden, zur Verpflegung und guten Aufnahme derselben beigetragen habe, worüber sowohl das günstig lautende Attest des Herrn Oberlieutenant Bauer, als auch der Schutzbrief des Herrn Reichsmarschalls Lefevre Excellenz nötigen- und gelegentlichenfalls zu reproduzieren ist; 2. die Stadt habe bei den Kriegstrubeln theils vorher zur Mobilmachung der preussischen Armee, theils nachher zu den requirierten Bedürfnissen und zur Aufnahme der Kaiserl. Königl. französischen Truppen gegen fünfzigtausend Reichstaler beigetragen. Dadurch sei diese Stadt, die ehemals der Sitz der Hochmeister von Preußen gewesen, in den folgenden Jahrhunderten aber sehr heruntergekommen und sich gegenwärtig nur von dem kleinen inländischen Handel, Bierbrauen und Treiben der Handwerke ernähre, in große Schulden geraten, die jetzt schon mit Einschluß der alten, die wegen der unerhörten Kontributionen während der schwedisch-polnischen Kriege gemacht werden mußten, sich auf dreihunderttausend Reichstaler belaufen, und diese Schulden trägt eine Stadt von achthundert Feuerstellen und fünftausend Einwohnern; 3. die Stadt sei ehemals nach alter Art befestigt gewesen, jedoch wären die Festungs-

werke durch die vielen Kriege ruiniert, teils in den nachfolgenden Zeiten dergestalt demolirt worden, daß nur noch die ausgemauerten Gräben nebst einigen verfallenen Mauern davon existierten. Schon in dem schwedischen Kriege im siebzehnten Jahrhundert habe Gustav Adolf, als er die Stadt besetzt habe, die Befestigungswerke zu einer Schutzwehr unzureichend gefunden und daher rings um die Vorstädte der Stadt am Rogatufser, an dem sie hart anliegt, auf der Landseite verschiedene Schanzen im halben Monde angelegt, die noch zum Teil, die eine im besseren Stande als die andere, jedoch alle noch sehr erkennbar existieren. Innerhalb dieser Schanzen habe sich der Schwedenkönig lange Zeit glücklich bis zum Rückzuge der Feinde gegen eine bei weitem überlegene Macht gehalten. Diese Schanzen wären auf erhöhtem Terrain dergestalt angelegt, daß sie die Stadt und ihre Umgebungen dominieren können. 4. Die gegenwärtig projektierte Wiederherstellung der alten inneren Befestigungen der Stadt sei aus wichtigen Gründen großen Nachteilen unterworfen, indem die Stadt am Rogatufser auf einer Verbindung kleiner Erdrücken mit größeren Hügeln dergestalt umgeben ist, daß sie von demselben bestrichen werden kann, wozu auch die noch nicht demolirten vorhandenen schwedischen Schanzen dem Feinde beträchtlichen Vorteil gewähren können. 5. Soviel den Nachteil betrifft, den die Stadt selbst aus der Wiederherstellung der alten inneren Schanzen und Festungswerke zu befürchten hat, so besteht derselbe a) aus der Niederreißung beträchtlicher Bürgerhäuser, öffentlicher Anstalten, Anlagen und Kirchen, b) aus der großen Gefahr bei einem Bombardement. Ad a) in Spezie gehören dazu: 1. eine Maulbeerplantage, die der evangelische Prediger des Orts auf Befehl Friedrichs II. mit großen Kosten anlegte, 2. das Hospital Elisabeth für Kranke und dürftige Ortsarme, 3. die öffentlichen Stadtgefängnisse, 4. Bürgerspeicher, 5. Brandhäuser als die einzige Nahrungsquelle der Besitzer, 6. verschiedene Bürgerhäuser fleißiger Handwerker. Auf den vorgenannten Grundstücken hafteten öffentliche Schulden, durch die Demolition würden dieselben verloren gehen, die Besitzer derselben selbst aber an den Bettelstab geraten. Ad b) die

Ringmauern der Stadt sind von den wiederherzustellenden Festungswerken nur einhundertfünfzig Schaar entfernt — Nach dieser Instruktion werden nun die Herren Deputierten ihr Vorstell bei Seiner Kaiserl. Königl. Majestät einrichten und nicht vergessen zu erwähnen, daß der größte Theil der Einwohner auf den Vorstädten wohnt, die bei einer zu beschränkenden Blockade der Stadt ihre außerhalb der Festungswerke gelegenen Häuser verlieren und der Verweisung preisgegeben.

Gegeben Marienburg, den 4. März 1807.

Direktor, Bürgermeister und Rat.

From. Schmidt. Hartwich. Wagner. Jobel. Kosal.

Ehe und bevor wir abreisten, sicherten wir uns wegen der etwaigen üblen Urtheile, denen wir bei Mißlingen unsers Unternehmens ausgesetzt sein würden, worüber uns aber der Magistrat und die bei ihm versammelten Stadtältesten die beruhigendste Versicherung gaben. Nachdem wir uns mit einem deutschen und französischen Reitepaß versehen hatten, der vom Platzkommandanten Chauveton unterzeichnet war, traten wir auf Extrapost die Reise den 4. März vormittags um 10 Uhr an und erblickten bei unserer Abreise aus der Stadt bereits die Greuel der Verwüstung, indem wir das Niederreißen des Hospitals Elisabeth, das Demolieren meiner Plantage, des Gartens des Kaufmanns Stubovius, und das Niederreißen sehr vieler Häuser erblickten. Traurig setzten wir unsere Reise fort, hörten überall die traurigsten Klagen und kamen abends um 5 Uhr in Elbing an. Hier suchten wir sogleich einige Nachrichten einzuziehen, und da der Prinz von Ponte Corvo, sonst Bernadotte genannt, nicht in Elbing, sondern in Mohrungen sein Hauptquartier hatte, so verwies man uns an den General Matthieu Fabier als einen bedeutenden und vielachtenden Mann. Er logierte bei dem Herrn Stadtrat Abeck, zu dem wir uns begaben und der uns bei ihm zu interzedieren versprach. Allein obgleich Herr Abeck sich für uns verwendet hatte, so war er doch nicht zu bewegen gewesen, uns einen Rat zu geben, denn, sagte er, der Deutsche ist indiskret. Voranf es ihm antam, wird jeder leicht sehen, der die

Habsucht der französischen Generale kennt. Da wir in dessen von dieser Erbsünde weder Gebrauch machen konnten noch wollten, so beschloßen wir, ohne weiteres unsern Paß von dem Paßkommandanten unterschreiben zu lassen und morgigen Tages weiterzureisen.

Wir gingen desfalls den 5. März zum General Amey, der unsern Paß unterschrieb. Doch die Bekanntschaft, die der Herr Kom. Rat Abed, ein Bruder des vorigen, mit dem Herrn Girard maitre d'Hotel des Kaisers hatte, wurde uns sehr nützlich, denn sie verschaffte uns einen Brief an diesen Mann, dem wir in der Folge viel verdankten. Auch machten wir in seinem Hause dem Herrn de Stefford, Auditeur beim Staatsrate, unsere Aufwartung, der in Hinsicht der ungeheuren Requisitionen uns manche wohlthätigen Winke gab. Nachdem wir uns in Elbing noch mit Lebensmitteln versehen hatten, reisten wir den 5. nach Tische weiter nach Pr.-Holland. Auf diesem Wege sahen wir schon niemand als Soldaten. Ueberall wohin wir kamen, waren die Leute niedergeschlagen und klagten über Druck und Raub, und wie konnte es anders sein, da die Stadt und das Territorium von Elbing täglich für sechsundfünfzigtausend Reichstaler Viktualien an die Armee liefern mußte, wie Kriegsrat Beyme, Stadtpräsident, uns selbst versicherte. Wir kamen endlich abends um 5 Uhr in Pr.-Holland an und wollten hier übernachten, allein die Stadt, in der Prinz Vernadotte sein Hauptquartier hatte, war so sehr mit Soldaten überfüllt, daß schlechterdings nirgends unterzukommen war. In dieser Not wendete ich mich an den Herrn Superintendenten Jodsch, einen alten Bekannten, und dieser nebst seiner lieben Frau nahmen uns freundlich auf. Hier erfuhr ich, daß, da er allein in dieser Stadt der französischen Sprache mächtig war, er derselben vorzügliche Dienste geleistet hätte. Der Paßkommandant, zu dem wir uns begaben, um unsern Paß revidieren zu lassen, hielt ihm deshalb in unserer Gegenwart eine förmliche Lobrede. Uebrigens hatte die Stadt ebenso sehr wie Marienburg von Bedrückungen mancherlei Art leiden müssen, und der ganze Gegenstand unsers Abendgesprächs bestand in gegenseitigen Klagen. Nur

Aus der Vergangenheit Marienburgs.



diese eine Notiz will ich hierher setzen, weil sie die Denkungsart des niedrigen Bernadotte schildert, dessen unerfättlicher Goldgeiz schon in der Geschichte seinen Namen brandmarken wird. Ein junger Offizier und Namens Bernadottes, der bei der Flucht der Franzosen von Br.-Eylau unweit Br.-Holland überfallen und geplündert worden war, und der Lescau hieß und Adjutant Bernadottes war, gab Gelegenheit zu folgendem. Als letzterer sein Hauptquartier in Br.-Holland nahm, kündigte er dem Magistrat an, er wolle ihn lassen totschießen und die Stadt anzünden, wenn er nicht die Mörder ausliefere. Da nun der Magistrat bewies, daß er dieses zu tun nicht imstande sei, weil die, die die Schandthat begangen hätten, in Koppeln, einem adligen Gute, wohnten, so ließ er sich endlich bewegen, Mannschaft dahin zu senden, die Verbrecher aufzuheben, von denen aber ein Weib Braunnin entflohen war. Zwei von ihnen, Royal und Gög, wurden in der Folge erschossen, weil sie wirklich geraubt und getödtet hatten; zur Buße sollten noch die Dörfer zwanzigtausend Reichstaler erlegen, die aber nicht aufgebracht werden konnten, indessen wurden sie stark mitgenommen. Bei dieser Gelegenheit machte Bernadotte, damals Prinz Corvo, später Kronprinz von Schweden, folgendes in Gegenwart des Magistrats, Volkes und seiner Offiziere bekannt: Ihr habt kein Eigentum mehr, alles gehört dem Sieger, selbst eure Weiber und Kinder sind die seinen. Dies ist also das Recht, nach dem vernünftigseiwollende Wesen handeln, die aber freilich lange aufgehört haben, Christen zu sein. Den 6. März, frühmorgens nach 7 Uhr, fuhren wir nach Mohrungen. Je näher wir dieser Stadt kamen, desto trauriger wurden die Ansichten. Schon fanden wir an dem Wege eine Menge gefallener Pferde, ob wir gleich nicht die Felber berührten, auf denen unweit der Stadt die blutigen Gefechte zwischen den Russen und Franzosen vorgefallen waren. Die Einfahrt in die Stadt war traurig. Die Spuren der Wachtfeuer, die abgebrochenen Zäune und die zerstörten Schenken zeugten nur deutlich, daß hier der Feind furchtbar gehauset hatte. Wir fanden die Stadt mit Truppen überfüllt und darin das Hauptquartier des



Marschalls Rey. Hier traf man schon weder Brod, Bier noch andere Nahrungsmittel, und wir, die wir bei Herrn Barrer Cupinus abgetreten waren, mußten von den mitgenommenen Lebensmitteln zehren. Herr Cupinus hatte wegen seiner Bekanntschaft mit der französischen Sprache in Nohrungen eben das Amt übernehmen müssen, das Herr Jodsch in Pr.-Holland verwalten mußte; aber freilich war Nohrungen bei weitem mehr mitgenommen als Pr.-Holland. Noch befand sich hier ein großes französisches Lazarett, in dem die Kranken von den Kommissärs sehr übel behandelt wurden. Täglich starb eine Menge derselben, und man nahm sich nicht die Mühe, sie hinauszutragen, sondern stürzte die Leichname von der Gallerie des Hauses hinab, dann wurden sie auf Schlitten geladen und nach dem Begräbnisort hingeführt, wo eine große Grube gegraben war, die man schichtweise vollfüllte, jede Schicht mit etwas Stroh bestreuend, und sie erst dann zuwarf, wenn sie ganz voll war, und so wurden die Franzosen zu Hunderten begraben. Er erzählte uns so wie der Herr Einnehmer Münchmeyer viel von den fürchterlichen und blutigen Gefechten, die in und bei Nohrungen vorgefallen waren, und in denen die Franzosen viel Leute verloren hatten, die zum Theil noch unbegraben auf den Feldern lagen. Um 12 Uhr etwa verließen wir diesen unglücklichen Ort, um nach traurigeren Gegenständen entgegenzufahren. Schon am Vormittag waren uns Truppen entgegengekommen, unter denen sehr viele ihre Waffen verloren hatten und die ihrer Aussage nach von Warschau herkamen, woraus wir schließen konnten, daß auch dort etwas ihnen Nachtheiliges vorgefallen sein mußte. Gegen Warschau nämlich stand der russische General Essen, und obgleich heute (den 18. März) das Gerücht gehet, er habe Warschau eingenommen, so haben wir deshalb doch noch keine Gewißheit, weil wir überall von französischen Truppen umgeben sind. Von Nohrungen aus wurde unser Gemüt in einer stets traurigen Stimmung erhalten, weil wir auf dem ganzen Wege nichts als traurige Gegenstände erblickten, die von keiner Abwechslung unterbrochen wurden. Die einzigen lebenden Wesen, die wir auf diesem Wege sahen, waren französische Soldaten, doch

sämtlich in der Lage, daß auch sie unser Mitleiden erwecken mußten. Jedes Dorf, durch das wir fuhren, trug das Zeichen des Verderbens: zerföhrte Scheunen, tür- und fensterlose Hütten und Bauernhöfe, abgedeckte Dächer, abhanene Zäune, verlassene Wachtstätten, verlöschte Wachtfeuer, und das alles sahen wir, ohne durch das Bellen eines Hundes, ohne durch die Stimme eines Tieres, wäre es auch nur die eines Raben oder einer Krähe, in den traurigen Betrachtungen gestört zu werden, die in unserer Seele aufstiegen. Ein sehr trauriger Anblick erwartete uns in dem Dorfe Himmelsporte, wo wir in dem gänzlich verlassenen Dorfe bei dem Gaststall am Wege drei Leichname erblickten, von denen der eine noch die französische Montierung trug, die andern aber, ihrer Kleidung beraubt, nackt dalagen und zum Teil mit Schnee bedeckt waren.

Ihre offenen Wunden, die offenen, gebrochenen Augen, ihr furchtbares, durch Todeskampf verzerrtes und in dieser Verzerrung vom Frost erstarrtes Gesicht, der verdrehte Hals und die ausgestreckten, geballten Fäuste erschütterten die Seele, und wir eilten fort von dem schrecklichen Orte, dessen tote Bewohner mit dem letzten Worte „Weh“ über den Verderber gerufen zu haben schienen. Schon war der bisher zurückgelegte Weg mit einer Menge Aeser von gefallenem Pferde angefüllt, aber am schrecklichsten wurde dieser Anblick hinter dem Dorfe Reisen in der großen Osterodeschen Heide, wo sie haufenweise lagen. Die schönsten Pferde waren hier vor Hunger oder, weil sie der hartherzige Soldat übertrieben hatte, gefallen, und wir fanden Abortus von Füllen und nicht weit von ihnen das Mutterpferd. Ein großes Uebel für uns war, daß unser Postillon so unwissend war, daß die einzige Antwort, die wir auf alle Fragen erhielten, das „ja niewiem“ war. Endlich langten wir, nachdem wir den vier Meilen langen, mit wenigstens zweihundert toten Pferden bezeichneten Weg vollendet hatten, abends um 8 Uhr in dem unglücklichen Osterode an. Unsere Erkundigung nach einem Gasthause war vergeblich, weil alle Häuser mit Einquartierung von vierzig und mehr Soldaten überfüllt waren. Es blieb uns wieder kein anderer Rat übrig,

als den Pfarrer des Orts um Quartier zu ersuchen. Ich eilte zum deutschen Pfarrer Herrn Schiffmann, denn der polnische, Herr Dietrich, hatte selbst sein Wohnzimmer nicht frei und mußte mit Soldaten in einer Stube zubringen, das ihm desto beschwerlicher werden mußte, da seine Frau hoch schwanger war. Herr Schiffmann, ein Greis von 75 Jahren, empfing mich mit heiterer Miene, zeigte sein Studierstübchen, in dem er nebst drei weiblichen Verwandten und vielen Habseligkeiten zusammengedrängt war, in dem auch die Magd sich aufhielt, und in der zum wandeln und schlafen etwa noch vierzig Quadratschur Raum übrig sein mochten, an mit der Versicherung, daß, wenn wir uns damit begnügen lassen wollten, wir ihm willkommen sein sollten. Froh, einen Platz gefunden zu haben, wo unser Fuß ruhen konnte, ließen wir unsern Wagen auf den Hof des Pfarrers fahren und eilten uns anzukleiden, um Herrn Girard aufzufinden. Wir fanden ihn endlich in dem Amtshause, wo Napoleon hauste, und neben ihm das Kriegsbureau und Wohnung für den Kriegsminister Berthier alias Prince de Neuchaten et Valengin eingerichtet. Wir trafen Herrn Girard beschäftigt, das kaiserliche Diner oder Souper anzuordnen, übergaben ihm unsern Brief, und er war so gütig, uns sogleich vor das Speisezimmer zu führen, von wo er einen Generaladjutanten heranzief und uns bei Napoleon melden ließ. Während dieses geschah, blieb die Thür vor dem Speisezimmer offen, und wir sahen ganz nahe im bunten Gemisch die sogenannten Reichsprinzen und Marschälle. Mich durchdrang der Gedanke, daß ich hier ein Puppen- oder Kinderspiel sah, wo ein jeder mit dem ihm von Napoleon ausgehängten Flicken und Zünkern sich brüstend, sich gleichsam den andern zu überreden suchte, er sei das, wozu ihn der herumziehende Puppenspieler gemacht hatte. Während dieser Betrachtungen brachte uns der Generaladjutant die Nachricht, daß der Kaiser wolle, wir sollen unser Gesuch bei dem Kriegsminister anbringen. Dieser bewohnte die untere große Stube im Amte, neben der die Küche war, und zugleich das Kriegsbureau ausmachte. Wir stiegen die Treppe hinab, ließen uns bei ihm melden, allein, da auch er jetzt Geschäfte hatte, so

verwies er uns an den General de Camus, der in der Stadt wohnte. Nachdem wir auch diesen aufgesucht hatten, den wir soeben beim Abendessen trafen, und ihm unser Gesuch vorgestellt hatten, verlangte er, daß wir unser Verlangen schriftlich einreichen sollten, und dies könne noch heute geschehen. Wir eilten nach Hause und mitten unter dem Geräusch, das drei in unserm Zimmer speisende Sekretärs machten, und kaum so viel Raum habend, daß wir stehen konnten, machten wir das Vorstellen. Dieses brachten wir dem General de Camus, der aber nicht zu Hause war und uns durch seinen Gesandten sagen ließ, der Kriegsminister wolle uns selbst sprechen, wir sollten morgen früh zu ihm kommen, um dem Prinzen vorgestellt zu werden. Wir gingen nun nach Hause und und erhielten von unserm gütigen Wirt einige Betten, um darauf schlafen zu können. Aber teils die Enge des Raumes, der Widerschein der Nachtfeuer, der durch die Fenster auf die Wand fiel, teils und vorzüglich die Trauer über das Unglück des Vaterlandes erlaubten mir nicht zu ruhen. Mitten unter dem Heere des Verderbens stellten sich meinem Geiste alle die Gegenstände noch einmal dar, die ich heute gesehen hatte, und die Besorgnis vor der Zukunft wurde größer.

Mit Anbruch des Tages verließ ich mein Lager, genoss eine Tasse Milch, und ob ich mir gleich den Katarrh zugezogen hatte, machte ich mich doch bereit, mein Geschäft auszurichten. Zur bestimmten Stunde gingen wir mit dem General de Camus ins Kriegsbureau, mußten aber ununterrichteter Sache zurückkehren, weil er jetzt nicht Zeit hatte. Jetzt beleuchtete der Tag das unglückliche Osterode, dessen beide Kirchen in Magazine verwandelt waren, das Malzhaus und achtzehn Scheunen abgebrannt und auf dessen Markt neben der Parade glänzender Gardes das Embryo einer trächtigen Kuh lag, die man dort geschlachtet hatte. Jeden Franzosen, den ich sah, betrachtete ich als einen Bürger und als einen würdigen Sohn des Verderbers. Um 11 Uhr wurden wir endlich zum Kriegsminister geführt, doch da er soeben Beschäftigung mit dem Kaiser hatte, mußten wir drei Stunden vergeblich auf ihn warten. Nur vier russische Fahnen, die sie gegen zwanzig

Abser in der mörderischen Schlacht bei Br.-Gyau eingetauscht hatten, sahen wir im Kriegsbureau, und General de Camus, der uns ein Stück von einer schenken wollte, machte uns aufmerksam, wie dem einen Fahnenstock die Fahne gänzlich fehlte; um ihn wegen seines angebotenen Geschenkes zu bestrafen, sagte ich, der Fährich würde wahrscheinlich die Fahne abgerissen haben. Er schien mich zu verstehen, denn er mußte jene tapfere That des russischen Fährichs bei Austerlitz schätzen, der, obgleich verwundet und in feindlicher Gefangenschaft sterbend, dennoch seine Fahne durch einen treuen Soldaten nach Rußland zurückzubringen wußte. Und wir hörten nicht weiter französische Großsprehereien von ihm. Um 2 Uhr kam endlich der Kriegsminister, wir übergaben ihm unsere Vorstellung, die er durchlas, uns nach manchen Umständen der Stadt befragte und mit der Versicherung entließ, daß, soviel es nur irgend die kriegerische Lage erlaubte, die Stadt geschont und auch entschädigt werden sollte. Unter allen französischen Generalen, die ich sah, hatte dieser Prinz von Neuchateau das empfehlendste Ansehen, das ganz dem guten Rufe entsprach, der sich von ihm verbreitete. — Nun eilten wir, etwas von den uns übriggebliebenen Bittualien zu genießen und sobald als möglich den Ort zu verlassen, in dem der Berberber seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Bald war auch das Fahrzeug, dessen Pferde der Postillon, an den uns Freund Münchmeyer verwiesen hatte, bis dahin verborgen hielt, angeschirrt, und wir fuhren etwa um 8 Uhr aus Osterode.

Da dieser Postillon deutsch war, so konnten wir wegen der Gegend manches erfahren; er sagte uns, daß in der Heide viele Leichname toter Franzosen lagen und wunderte sich, daß wir den am Wege liegenden (der mutmaßlich bei unserer Hinreise mit Schnee bedeckt war) nicht gesehen hätten, und zeigte uns ihn, da wir eben mit dem Wagen dicht bei ihm vorbeifuhren. Naht, mit einem großen Bart und wüthigem Gesicht, ausgestreckten Händen, lag er da; der Unterleib war braun und grün angelauten, ein Zeichen, daß er schon lange vor eingetretene Frost hier gelegen haben müsse. So lag der Mensch, Herr der Erde, ohne eine Hand voll Sand, womit er bedeckt worden

wäre, zu haben; vielleicht einziger Sohn einer verlassenen Mutter, die nicht ahnte, daß er, viel hundert Meilen von ihr entfernt, ein Schicksal der Vorüberreisenden sein werde. Als wir nach Meisen kamen, fanden wir eine Frau, die das Dorf nicht verlassen konnte, weil sie ihre kranken, vor Hunger sterbenden Kinder nicht mitzunehmen imstande war; wir gaben ihr etwas von unseren Vidualien und eilten weiter. Ueberall sahen wir herumziehende Soldaten, die, vom Hunger getrieben, Lebensmittel aussuchten, und ebenso wie wir auf unserer Hinreise einem Transport von dreihundert Kranken begegnet waren, so begegneten wir abermals einem von etwa hundert, unter denen sich Sterbende und Gefährlichfranke befanden. Als wir das Dorf Himmelspfort erreichten, hatte sich die Zahl der auf der Straße liegenden toten Soldaten auf sechs vermehrt, alle nackt, und wir erfuhren, daß in dem Gassial noch zwanzig sehr kranke und acht tote sich befinden sollten. Wir eilten aus diesen öden und traurigen Gegenden und kamen abends um 8 Uhr nach Mohrungen. Hier tranken wir Kaffee, aßen etwas Brot und Käse, die wir bei uns hatten und das auch hier nicht zu haben war, und reisten um 10 Uhr nach Pr.-Holland. Ehe wir abfuhren, kam der Generaladjutant, der uns in Osterode gemeldet hatte, der schnell nach Liebstadt eilte, so daß wir vermuteten, dort würde eine Aktion vorkommen, die auch wirklich dort zum Vorteil der Russen sich ereignete. Wir fuhren die Nacht hindurch unangestastet vor Wachtfeuern vorbei und gelangten am Morgen des 8. um 9 Uhr in Elbing an, liefen uns hier bis 12 Uhr auf und kamen abends um 5 Uhr nach Marienburg. Hier sahen wir die Gräuel der Verwüstung, und eine Brücke über die Rogat, die beinahe fertig war, wurde noch an demselben Tage durch die Eisschollen weggerissen. Aber am folgenden Tage fing man sie von neuem an und vollendete sie. Vom 9. März an wurde unaufhörlich hier an Verschanzungen gearbeitet und dazu nicht allein hiesige Einwohner gebraucht, sondern auch aus allen umliegenden Gegenden Leute requiriert. (Zimmer mehr Häuser wurden indessen abgebrochen, zunächst an den Stellen, wo die Schanzen aufgeworfen werden sollten. Die Arbeits- und Zimmerleute, die die

Stadt zu dem Zerförungswerke stellen mußte, kosteten ihr täglich fünfundsiebzig Taler, die Werberschen Arbeiter mußten vom Werder bezahlt werden. Mitte März waren zweitausend Mann an den Schanzen beschäftigt. Zugleich mußte zur Aufstellung der Schiffbrücke aus jedem Hause ein Arbeiter gestellt werden. Das dazu nötige Holz wurde genommen, wo man es fand, und die Holzhöfe wurden vollständig ausgeplündert. Hierbei und bei dem Abbruch der Häuser machte das Volk der Vorstädte gute Geschäfte, und überall sah man Weiber mit Latten und Holzstücken, die sie gestohlen hatten, ihren Schlupfwinkeln zuweilen.) Man legte hier eine Bäckerei an, und die Requisitionen an Getreide und Vieh waren unerschwinglich. Der größte Teil der Pferde wurde von den Leuten geraubt, und am 25. trieb man alles Vieh aus dem Dorje Stalle hinweg. Hier in Marienburg wurde ein Lazarett von sechshundert Kranken angelegt, und das Glend stieg hier zu einem hohen Grade, zumal da die Bürgerschaft zu allem, was hier eingerichtet wurde, die Geräte hergeben mußte. Das Hospital Elisabeth, das abgebrochen wurde, stand an der Bäckerei zwischen dem Marientor am Wall. Der 27. März war Karfreitag, und es wurde geschanzt, nur wenige Leute besuchten die Kirche. (Die Lieferungen mehrten sich täglich, da das Lazarett bedeutend erweitert wurde und täglich Kranke ankamen. Dit wurden unmöglich zu beschaffende Dinge für das Lazarett requiriert, besonders Eier, Butter und Wein in Masse, was natürlich nicht den Kranken, sondern den Kommissärs zugute kam. — Bei den Durchmärschen liefen auch viele junge Bente, Gefellen, Burschen, Knechte, die ihren Herren entlaufen waren, herbei und traten als Rekruten in die Reihen der Franzosen. Einzelnen Veshern im Werder waren alle Knechte entlaufen. Diese Herumtreiber bildeten später im Heere ein schreckliches Raubgesindel; sie zogen selbst auf Bente ins Werder oder zehpten den Franzosen die Orte an, wo die Werderbewohner ihr Vieh und besonders ihre Pferde in Sicherheit gebracht hatten. Selbst aus den entlegensten Kampen wußten die Soldaten die Pferde hervorzuholen. — Scharenweis meldeten sich polnische Knechte, die sogar versprachen, sich selbst Pferde zu

beschaffen. Aber von den polnischen Rekruten wollten die französischen Offiziere nichts wissen, wie überhaupt die Franzosen damals die Polen nur ungern um sich litten und oft mit größter Verachtung behandelten. — Die Arbeit an den Schanzen ging nur langsam vorwärts, denn die Leute arbeiteten ungern daran und waren träge, wenn sie nicht von den beaufsichtigenden Franzosen angetrieben wurden; auch die Bitterung war der Arbeit oft ungünstig. Trotzdem wurde nicht nachgelassen und selbst in den Osterfeiertagen daran gearbeitet. Die Arbeit wurde immer teurer, die Arbeiter bekamen täglich fünfzehn bis zwanzig Silbergroschen und die von weit hergekommenen einen Taler bis einen Taler zehn Silbergroschen.

Am schlimmsten trieben es die Kommissärs. Von den aus dem Werder requirirten Ochsen wurden viele sogleich zum Fleischer getrieben, unter der Hand verkauft und dennoch in Rechnung gesetzt. — Die Ankunft des Generol-Intendanten für Preußen, Steffard, machte endlich auf höheren Befehl dem wüsten willkürlichen Plündern und Requiriren ein Ende, und es wurde bei Strafe verboten, von Soldaten etwas zu kaufen. — Staunenswerth war es, wieviel Vorräte aus dem Werder hergeschafft wurden, denn nicht bloß die in der Umgegend einquartierten Truppenteile mußten ernährt werden, sondern auch große Massen von Proviant der Hauptarmee nachgeschickt werden, da die Gegenden, in denen diese sich befand, bereits völlig ausgezogen waren. — Täglich war daher der Schloßhof mit Wagenzügen angefüllt, die Weizen, Roggen und Fourage an die Intendantur abliefern, und obgleich die Magazine überfüllt waren, wurde am 19. den Werbern wieder anbefohlen, neuntausend Zentner Heu, zehntausend Zentner Stroh zu liefern. Aber als das Werder von neuem achthundert Ochsen liefern sollte, da überzeugte sich der mit der Requisition beauftragte Offizier selbst davon, daß soviel Vieh nicht mehr im Großen Werder aufzutreiben war; er konnte zunächst nur einhundertfünfzig Ochsen zusammenbringen. Dennoch wurde den Bewohnern anbefohlen, die fehlenden zu schaffen, sonst würden ihnen ihre Kühe fortgenommen werden. Als der französische Kommissar einhundertsechzig Ochsen allein aus



Tiegenhof verlangte, erklärte der dortige Amtsrat, er könne nur vierundvierzig Stück, und zwar nur Jungvieh und schlechte Kühe, aufreiben; wolle man Gewalt brauchen, so müsse man die milchenden Kühe nehmen. — Das Lazarett in Marienburg wurde so überfüllt, daß bereits Kranke auf dem Schlosse untergebracht werden mußten, und zur Behandlung dieser vielen Kranken war kein französischer Arzt vorhanden, sondern nur der Stadtchirurgus Leederer und der Stadtarzt Dr. Gerth. Die zur Aus-hülfe geschickten französischen Chirurgen thaten nichts, der Oberinspektor des Lazarett's ließ sich gar nicht sehen. Aber die beiden Männer reichten bei weitem nicht zur Behandlung der zahlreichen Kranken aus. Dabei sprach Leederer gar nicht französisch, was die Behandlung noch erschwerte. Erst nach Ostern kam ein französischer Arzt an nebst einem Chirurgen. Gerth wurde seines mühe-vollen Amtes enthoben, trug aber den Keim des Todes bereits in sich. Den 25. April (um 6 Uhr abends) kam Napoleon, der Verberber, selbst nach Marienburg, um die Verschanzungen und vier aus Italien neu angekommene Kürassierregimenter zu besuchen. (Bevor er sein Quartier bezog, besichtigte er die Wallarbeiten. Er ritt vom Sandtor auf dem Wall bis an das Marientor, wieder zurück bis zur Langgasse, endlich bis zum Buttermilchturm und wieder zurück zum Marientor. Dann erst ritt er nach seiner Wohnung, die in der Intendantur im Niederschloß eingerichtet worden war. Er blieb die Nacht hier. (Am andern Morgen um 5 Uhr war Napoleon bereits wieder auf den Wällen, ritt dann um 7 Uhr nach Dirschau, um auch die dortigen Schanzen anzusehen, und war bereits um 10 Uhr wieder zurück. Man erzählte sich, der Kaiser wäre mit der Fortifikation zwischen den Häusern äußerst unzufrieden gewesen, da sie völlig nutzlos wäre. Bevor er die Parade der umliegenden Truppen abnahm, ritt er nochmals um die Verschanzungen, ritt dann auf der Straße nach Stuhm zu bis zur sogenannten Tränke, dann erst über das Fleischerfeld zu den Truppen, die auf dem Sandhöfer Felde aufgestellt waren. Auf der Tour von hier nach der Mogat wurden sogleich nach seiner Angabe Stangen aufgesteckt, und hier sollte die äußere Befesti-

gungslinie angelegt werden.) Um 2 Uhr hielt er Musterung. Jeder Einwohner der hiesigen Stadt, der ihn sehen wollte, konnte ihn sehen; allein meine Abscheu gegen den Verderber erlaubte mir nicht, feinetwegen einen Schritt zu thun. Ihn begleitete Murat, ein Mensch, des Vater Koch gewesen, der General geworden war, der in Aegypten den mohammedanischen und in Frankreich wieder den christlichen Glauben angenommen haben soll, der aber ebensowenig wie der Verderber Religion hatte. Jetzt nannte man ihn Herzog von Berg und Kaiserliche Hoheit. Diesem äußerst wollüstigen Menschen gefiel das hiesige Frauenzimmer, worüber er einem hier stehenden Divisions-General d'Espagne Eröffnungen gethan haben mochte. Dieser, um dem Schwager Napoleons gefällig zu werden, beschloß, ihm einen Ball zu geben; um aber seinem eigenen Bösen, dem Geiz, dabei nicht zu schaden, sollte dies auf Kosten der schon so sehr ausgezogenen Stadt geschehen. Durch den Gouverneur der Stadt, Bedell, wurde der Magistrat genöthigt, Wein, Rum, Kuchen, Kaffee und andere Leckereien herbeizuschaffen und alles mit vielem Gelde zu bezahlen, was dazu nötig war, weil, wenn er sich dessen weigerte, beide Blutsauger der Stadt ihre Rache empfinden lassen wollten. Da aber dennoch weder die Frauen der angezessenen Einwohner geneigt waren, selbst den Ball zu besuchen, noch auch ihre Töchter hingehen zu lassen, so erklärten beide, daß, wenn auch nur eine auszubleiben wagen würde, die Stadt es zu empfinden haben sollte. Mit welchem Herzen von seiten der hiesigen Einwohner dieses aufgedrungene und ausgepreßte Vergnügen genossen wurde, läßt sich leicht vorstellen, zumal wenn man weiß, daß das seit vier Tagen angefangene Bombardement von Danzig hier deutlich gehört und die aus der Festung geworfenen Leuchtkugeln zur Nachtzeit gesehen werden konnten. Die Franzosen machten auf diesem Balle den Wirt und fanden soviel Vergnügen als wir Schmerzen fühlten. Doch Murat kam nicht; die Reitergeschwader, die ihn empfangen sollten, kehrten spät zurück, und der Zweck dieses Balles war verfehlt. Dies geschah den 28. April, und jeder Einwohner fühlte jetzt seine tiefste Herabwürdigung; denn aufgestört sein wollende Franzosen

ahmten jetzt die rohen Handlungen jener Babylonier nach, die ihrer Gefangenen spotteten; „denn daselbst hießen uns fingen, die uns gefangen hielten und in unserm Heulen fröhlich sein.“ Pf. 137, 3. Da Danzig, das sich noch hielt, nun energisch angegriffen werden sollte, so rückten große Truppenmassen vom Hauptheere durch die Stadt; alle Häuser lagen voll Soldaten, und immer höher stiegen die Preise der Lebensmittel. Auch das Schulhaus war verschiedene Male mit Einquartierung bedacht, und alle Klassen waren von Soldaten besetzt, so daß Prediger Haebler und sein Lehrpersonal genöthigt waren, in Gegenwart von einigen dreißig einquartierten Franzosen den Unterricht zu erteilen. Nur mit Mühe erreichte er, daß die Militärschneiderei, die in den Schulzimmern eingerichtet werden sollte, endlich auf den Boden verlegt wurde. — An den Schanzen um die Stadt wurde nach wie vor fortgearbeitet, und immer mehr Häuser wurden abgebrochen, immer höher stiegen die Wälle. Auf der sogenannten Weislichkeit wurde das katholische Hospital abgebrochen, und es folgte bald darauf die Heiligegeistkirche. — Im Lazarett lagen Ende April hundert Kranke, und wenn auch viele, sobald sie wieder hergestellt waren, fortgebracht wurden, so kamen neue vom Danziger Belagerungsheere.

Das Magazin war mittlerweile ganz leer geworden und nur für die Pferde der Generale wurden noch kleine Rationen geliefert. Die übrigen Pferde wurden aus Mangel an Fourage auf die Kirchhöfe getrieben.) Den 1. Mai rückten hier viertausend Mann vom Dubinotschen Corps ein, so daß unsere Stadt wieder an siebentausend Mann Einquartierung hatte. Nur Augenzeugen können sich den Schmerz denken, den es uns verursachte, wenn wir die aus dem Berder hierher getriebenen mageren Röhre schlachten und ihr Fleisch meistens von Hunden verzehren sahen, weil es für Menschen ungenießbar war. Fast unerträglich wird die Last, unter der wir seufzen; bald wird das letzte verzehrt sein und zwar um desto eher, da das magere Vieh, das geschlachtet wird, kaum genießbar ist und meistens verschwendet wird. In meinem Hause verkaufte allein das Fleisch von einem halben Kalbe

und einem ganzen Schaf in acht Tagen, weil es der französische Koch schlachten ließ, ohne es gebrauchen zu können. — Den 25. Mai marschirte eine Brigade aus, um ein Lager zwischen Liebenthal und Losendorf zu beziehen; auch vermehrte sich das Gerücht, als hätte Danzig kapituliert. Der 27. Mai war der für uns traurige Tag, an dem die preussischen Truppen, deren Anzahl durch Ausfälle, Desertion und Vertheidigung sich um zwölftausend Mann vermindert hatte, mit allen kriegerischen Ehrenzeichen und Waffen aus Danzig austrückten und sich durch die Mehrung nach Pillau begaben, unter der Bedingung, in einem Jahr und sechs Wochen nicht wider Frankreich zu dienen. Es fehlte ihrem tapferen Vertheidiger an Munition, sonst würde Danzig nie eingenommen worden sein. Auch hatten sich die Russen schon früher aus der Stalkschanze und dem Holm vertreiben lassen, wodurch dem tapfern General von Kalkreuth alle Verbindung mit der See abgeschnitten wurde. Den 31. Mai, morgens um neun Uhr, reiste Napoleon hier durch nach Danzig. Ein Soldat drängte sich zu ihm und belegte ihn mit den härtesten Vorwürfen wegen seiner Blutgier und darüber, daß er Frankreich und andere Länder unglücklich mache. Man legte ihn in Ketten, und er wird wohl seine Freimüthigkeit mit dem Leben bezahlen müssen! In Danzig und bei Erblickung der Leichenhügel, unter denen etwa zwanzigtausend Soldaten der französischen Armee begraben lagen, soll der Urheber alles Elends (si fabula vera) Tränen vergossen haben. So wie man sagt, soll Danzig acht Millionen Taler Kriegsteuer bezahlen. Wein, Tuch und Leder, die in Danzig vorhanden, sind von den Franzosen mit Beschlagnahme belegt worden. Am demselben Tage brachen die französischen Soldaten aus dem Lager in unsern Vorstädten alle Jänne ab, rissen die Schennen nieder, nahmen die Türen und Fenster aus den Häusern weg und raubten nicht allein alles Koch- und Hausgerät, sondern auch Schwarn, Geld, Betten, Linnen usw. Offiziere ihrer Armee, die sie davon abhalten wollten, wurden verwundet, und es zeigte sich hier recht deutlich, daß bei der französischen Armee die Arlegezucht eine unbekante Sache sei. Den 1. Juni marschirte hier aber-

maß eine Brigade, und zwar von dem Lefevreschen Korps, durch ins Lager, aber abends nach dem Zapfenstreiche kehrte ein großer Haufe von ihnen nach der Stadt zurück, erzwang sich den Eingang und quartierte sich trotz des Verbots des hiesigen Ortskommandos bei den Bürgern ein, die sie mißhandelten und beraubten. Den 2. Juni rückten hier etwa viertausend Sachsen ein. Diese Leute, die wider Willen gezwungen wurden, dem Ehrgeize des Verderbers zu dienen, unterschieden sich merklich durch ihr gutes und teilnehmendes Betragen von den Franzosen, deren Hauptcharakter darin besteht, mit Höflichkeit zu lügen und unter Flüchen jeden, der sich nicht betragen und berauben lassen will, übel zu behandeln. An demselben Tage um 12 Uhr in der Nacht kam Napoleon aus Danzig zurück und hielt am folgenden 3. Juni Heerschau über das Lager, das von Liebenthal bis Damerau reichte und aus lauter Barocken erbaut war, wozu man die Materialien von den Dörfern Sandhof, Mahlau, Tessenndorf und Willenberg hernahm, die man zerstörte; auch wurden in unserer Vorstadt alle Zäune geraubt, viele Häuser zerstört, die Bewohner ausgeplündert und jeder Unfug getrieben. Auch befah Napoleon heute die Festungswerke und gab Befehl zum Abbruch noch mehrerer Häuser. Alles drängt sich jetzt in der Stadt zusammen, wohin vom Lande das, was bis jetzt noch den Räubereien der Franzosen entging, geflüchtet wird, die von starker Einquartierung beschwert ist, und wo im Schlosse im ehemaligen Refektorio der Ritter ein Lazarett von achthundert Kranken ist: welche Aussichten für die Zukunft! Den 4. Juni wurde allen Bewohnern der Häuser vom Buttermilchturm bis zum Marientor angedeutet, ihre Wohnungen zu räumen, weil sie niebergerissen und darauf Wälle angelegt werden sollen. Nicht allein unsere Gelehrtenschule, sondern auch die Stadtschule befindet sich unter der Reihe dieser zu demolierenden Gebäude, und der Schade, der dadurch geschieht, ist unerseßlich; wo werden die hundert und mehr Familien Wohnung finden, und wo wird die Jugend unterrichtet werden? Auch hörte ich heute die traurige Nachricht, daß Napoleon den Marschall Lefevre zum Herzog von Danzig erklärt und ihm diese Stadt

nebst der umliegenden Gegend geschenkt habe. „Les François ne maltraitent personne!“ ein Ausspruch, den die Franzosen stets im Munde haben, der aber weiter nichts beweist, als zu welcher Fertigkeit im Lügen es diese verdorbene Nation gebracht hat, denn von jeher und besonders seit der Zeit, daß sie hier im Lager stehen, wird jede ihrer Räubereien und jeder Diebstahl mit üblen Verhandlungen, Verwundungen und Schlägen begleitet. — Seit dem 2. Juni waren Sachsen hier eingerückt, auf die die Franzosen mit Stolz herabsahen. Die armen Menschen mußten wider ihren Willen Bruderblut vergießen. Wann, ach wann wird der Herr auch uns seine Gnade und Barmherzigkeit erzeigen?

Den 6. Juni frühmorgens brachen die Franzosen nebst ihren Hülfsstruppen aus dem hiesigen Lager auf, um gegen die Passarge vorzurücken, von woher man die starke Kanonade hörte, und durch diese Stadt ging eine Menge Truppen: Franzosen, Holländer und Bayern, von deren 3ten unsere Vorstädte in der Nacht hart geplündert wurden. Diese Durchzüge von Infanterie, Kavallerie und Artillerie dauerten von frühmorgens bis gegen vier Uhr Sonntag morgens, den 7. Juni. Wenn man bedenkt, wieviel Schaden die Stadt bereits durch die Plünderereien dorer erlitten hatte, die im Lager standen; die geraubten Sachen wurden von den Zurückbleibenden an den Weistbietenden verkauft, wobei sich dann besonders die herumreisenden Juden sehr wohlbesanden. Den 8. und 9. Juni kamen hier sehr viel verwundete Franzosen von der großen Armee an, unter denen sich auch der Marschall Bernadotte befand, derjenige Mann, der unter den Helfershelfern Napoleons einen vorzüglichen Rang einnahm und mit Recht den Titel „de Ponte Corvo“ bekam, weil er in der Kunst, sich vom Raube zu bereichern, am erfahrensten war und unter einer Nation, die die höchste Stufe im Ausfange erfliegen hatte, und dann die Ausgefogenen wegwerfend behandelte, dennoch exzellirte. (Seine Gattin quartirte sich ebenfalls mit ihrem Dienstpersonal in Marienburg ein.)

Man erfuhr, daß am 6. ein sehr heftiges Gefecht bei Gutzstadt vorgefallen sei, das bis zum 11. fortdauerte

und nachher den Namen der Schlacht bei Friedland erhielt. Unterdessen war den hiesigen Einwohnern angedeutet worden, alle Häuser vom Buttermilchturm ab längs dem Ufer der Rogat bis zum Marientor zu räumen, die am 19. Juni abgebrochen werden sollten. Um dieses Unglück zu verhindern, beschloß der hiesige Magistrat, eine Deputation ins Hauptquartier zu senden, um Gegenvorstellungen zu thun. Am 16. Juni versammelte Magistratus seine Mitglieber, sämtliche Kirchen- und Schullehrer nebst den Stadtvältesten und andern angesehenen Personen und überlegte mit ihnen, ob und wer gesendet werden sollte. Alle Stimmen fielen auf mich, und die meisten gaben mir den Herrn Konrektor Kelsch und Kondukteur From zu Begleitern. Ungeachtet meiner Abneigung zu solch einer Reise, nahm ich sie dennoch an, und da Konrektor Kelsch zurückblieb, trat ich den 17. frühmorgens um 5 Uhr in Gottes Namen meine Reise in Begleitung des Herrn From an. Der berühmte Antiquar Denon, der die Reise Bonapartes nach Aegypten beschrieb und mit dem ich Tags vorher Bekanntschaft gemacht hatte, fuhr voran, und das schönste Wetter erfüllte uns mit den angenehmsten Hoffnungen. Wir erreichten Christburg ohne widrige Gefälle, nahmen frische Postpferde und reisten über Preusch-Mark, wo wir keine Pferde fanden, nach Saalfeld; von hier nach Mohrungen, wo es wieder keinen Vorspann gab, nach Liebstadt, wo wir nachts um zwölf Uhr ankamen. Obgleich überall die Wirkungen eines verderblichen Krieges sehr sichtbar waren und zerstörte Felder, verödete Dörfer und Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen überall anzutreffen war, so hatte sich doch meinen Augen kein so ein schauderhafter Anblick dargestellt, als der war, den Liebstadt darbot. Der Mond beleuchtete die Trümmer einer Stadt, die ehemals hübsch gewesen sein muß, von der jetzt aber nichts weiter als die Mauern und Schornsteine übrig geblieben waren, die von keinem Menschen bewohnt wurden. Ich konnte mich nicht enthalten, vom Wagen herabzusteigen und durch die Gassen zu wandeln, die einst von glücklichen Einwohnern betreten wurden. Vor diesem Brande war Liebstadt zweimal von den Franzosen und einmal von den Russen geplündert worden.

Aus der Vergangenheit Mar'senburgs.

Das Feuer war durch Leichtsinm französischer Soldaten ausgekommen, die aus Unvorsichtigkeit ein Haus in der Vorstadt in Brand gesetzt hatten, das bei der Festigkeit des Windes alle anderen Gebäude in Flammen setzte, und nur drei Häuser in der Vorstadt und die Mühle blieben stehen. Wir hatten gehofft, hier Herrn Venon wiederzufinden, er hatte aber einen andern Weg genommen, und wir sahen ihn erst in Königsberg wieder. In einem Hause, wo wir nach dem Posthalter fragten, fanden wir den Leichnam einer jungen Frau, die durch die Unvorsichtigkeit eines Bedienten des hiesigen Magtkommandanten erschossen war; ihr Tod wurde am Mörder nicht gehalten, der vielleicht, ohne es zu wissen, daß das Feuer-gewehr geladen war, auf sie gezielt hatte. Wir blieben bis drei Uhr, ich besorgte die Postpferde, mein Gefährte schlief unter freiem Himmel, und um vier Uhr verließen wir diese traurigen Gegenstände. Auf dem Wege nach Wornsditt passirten wir das erste, aber jetzt verlassene Lager hinter Liebstadt, wo seit Ende März die französische Armee gestanden hatte, und Lomitten, wo die letzte entscheidende Schlacht anfang. Auf unserm Wege begegneten wir einem französischen Kurier, der uns wegen der am 14. maj. bei Friedland vorgeschlagenen Schlacht nähere Nachrichten gab. Der vorzügliche Kurier hatte die Nachricht davon nach Paris an Napoleons Frau bringen müssen, und dieser hatte, indem er ihm an dem Knebelbart zog, gesagt: Moustache! Dites que l'etoit comme à Marengo — comme à Marengo. Da wir dieselben Pferde von Liebstadt nach Königsberg mitnehmen mußten, und in diesen ausgezogenen und verheerten Gegenden kein Futter zu kaufen war, so sahen wir uns genöthigt, sie auf den Wiesen weiden zu lassen, die wir unterwegs antrafen. Den 18. abends um fünf Uhr kamen wir nach Landsberg bei dem dortigen Alzifeneinnehmer an, der zugleich Posthalter war und bei dem wir zwar Abendbrot und Nachtlager, aber beides auf die schmutzigste und elendeste Weise fanden und teuer bezahlen mußten, und den 19. frühmorgens weiterfuhrn. Wir kamen nun durch einen schönen Wald und nähren uns dem fürchtbaren Schlachtgefilde von Pr.-Gylau. Schon unterwegs erfuhren wir, daß das



Hauptquartier des Kaisers hinter Königsberg sei, und daß die russische Armee flöhe. Um 10 Uhr kamen wir in Pr.-Eylau an, wo wir eine Menge von Verwundeten, aber keine Postpferde trafen. Wir fuhren etwa um elf Uhr aus der Stadt und hielten auf dem Schlachtfelde unsere Mittagsmahlzeit, indem die Pferde auf einer schönen Wiese weideten. Die Grabhügel der Erschlagenen, die noch umherliegenden Kleidungsstücke und selbst verwesenes Menschengewebe erinnerten an den furchtbaren Kampf, der hier vor drei Wochen gekämpft worden war. Wir setzten darauf unsern Weg nach Königsberg fort und trafen da abends um zehn Uhr ein. Den 20. beschäftigten wir uns damit, unsere Angelegenheiten zu ordnen, ließen unsern Paß revidieren, sprachen noch einmal Ms. Denon und reisten den 21. frühmorgens von Königsberg über Tapiau nach Skeisgern, wo uns das kaiserliche Hauptquartier bezeichnet worden war. Daß wir auf diesem Wege überall die Spuren des verderblichen Krieges sahen, wird der Leser des Vorigen um so mehr vermuten können, da wir hier Gegenden berührten, wo kaum fünf Tage früher blutige Gefechte vorgefallen waren. Schon von Christburg ab, obgleich anfänglich weniger, aber mit immer steigender Zunahme waren die Landstraßen mit Leichnamen von Pferden bedeckt; hinter Pr.-Eylau lagen schon Leichname von Menschen, und die frische Verwüstung wurde immer sichtbarer, je weiter wir kamen. Auffallend mußte es indessen für uns sein, in Tapiau eine preussische Wachtparade aufmarschirt zu sehen, die, wie wir nachher erfuhren, zu einer Invalidencompagnie gehörte, der der französische Feldherr ihre Fortdauer zugesichert und die Bewachung der Magazine anvertraut hatte. Die Gegend umher schien mit einiger Schonung behandelt zu sein. Von hier ging es auf die Poststation Taplacken, wo vorher Napoleon einige Nächte geraftet hatte und das vorher beschossen und nachher geplündert worden war. Der dortige Posthalter spannte uns hier von den mitgebrachten Pferden eins, das bereits sechzehn Meilen gemacht hatte, ein und da dies umzufallen drohte und wir den Betrug entdeckten, waren wir schon eine Meile von ihm entfernt. Wir ließen es daher ausspannen und wollten im nächsten

Dorf ein anderes nehmen. Allein hier waren alle Leute geflohen und hatten sich mit dem geretteten Vieh jenseits des Pregels begeben. Zwar war einer der hier befindlichen Franzosen erbötig, mit dem Postillon hinüberzuschwimmen und uns ein Pferd zu holen, weil, wenn er allein käme, ils m'egorgent, wie er sagte; allein wir dankten ihm wegen seiner Höflichkeit freundlich und suchten weiterzukommen.

Wir langten morgens um 4 Uhr in Insterburg an, wo eben die starke Besatzung auszumarschieren bereit war. Hier erhielten wir frische Postpferde, eilten nach Ostweiten und von da mit frischem Vorspann nach Tilsit. Ebenso wie auf der vorigen Reise war auch hier in der Gegend des Hauptquartiers der Anblick am gräßlichsten. Die fruchtbaren Gefilde waren zerstört, und eine Menge von Lägern bedeckte die Felder. Wir kamen um 2 Uhr nachmittags in Tilsit an und hatten nichts Eifrigeres zu tun, als, sobald wir angekündigt waren, den General Bertrand aufzusuchen, einen Mann, der, als er einigemal bei mir im Quartier gestanden hatte, sich so gütig und freundschaftlich gegen mich benahm, daß ich auch jetzt Erreichung meines Zweckes von ihm erwarten konnte. Wir fanden ihn endlich nach vielen vergeblichen Nachfragen, und ich fand in ihm, was ich erwartete. Wir hatten eine Schrift bei uns, in der wir gezeigt hatten, wie unzumuthig und theils unmöglich das Aufwerfen eines Balles auf der Rogatseite sein würde. Wir hatten Vorschläge getan, man solle bei dem Recturm und Hospital Gotteskeller Batterien anlegen, den übrigen Teil aber als Kurtine für das kleine Gewehrfeuer unabgebrochen stehen zu lassen. Ueberdem waren wir mit einer Bittschrift an den Kaiser versehen. General Bertrand riet uns ab, den Kaiser selbst anzugehen, versicherte uns, daß er noch heute selbst den Kaiser darüber sprechen wollte, der jetzt mit zu vielen Arbeiten beschäftigt wäre, und gab uns einen Befehl an den Ingenieur-Hauptmann Tardivi mit, nach dem er das Brechen der Häuser unterlassen sollte. Wir waren innigst erfreut, unsere Geschäfte so wohl ausgerichtet zu haben und machten Anstalten, Tilsit, wo wir nichts zu essen bekamen und wo wir bei einer Wirtin wohnten, die ge-

plündert worden war, sobald als möglich zu verlassen. Allein wo sollten wir Pferde herbekommen! Auf der Post wurde uns zwar versprochen, die ersten nach Labiau zurückkehrenden Pferde zu erhalten, jedoch erwarteten wir sie am 23. vergeblich. Endlich gelang es uns, von einem Offizier vier Pferde und zwei Bauern, die er mitgenommen hatte, zu unserer Rückreise zu erhalten. Wir fuhren um 10 Uhr aus Tilsit und gelangten nun durch Wälder und zerstörte Dörfer in der Nacht um 1 Uhr nach einem eine Meile von Labiau entlegenen Gasthose, der völlig verlassen und ausgeplündert war, wo wir fütterten und einige Stunden anruhten. Um 5 Uhr fuhren wir weiter nach Labiau, wo wir wieder Brot kaufen konnten und setzten unsern Weg nach Königsberg fort, wo wir den 24. um 3 Uhr nachmittags ankamen. Wir besorgten noch an demselben Tage unsere Geschäfte und reisten den 25. um 11 Uhr vormittags weiter. Ohne widrige Unfälle reisten wir über Heilsberg und Braunsberg, das an beiden Seiten der Passarge, diesseits von Franzosen, jenseits von Russen besetzt war, nach Elbing, wo wir den 26. vormittags um 10 Uhr ankamen, aber wegen Mangels an Pferden erst nachmittags 4 Uhr abreisen konnten. Kaum hatten wir hinter Lahme Hand den Weg nach Altfelde eingeschlagen und die sogenannte Lange Reihe erlangt, als wir die Vorsehung priesen, die bei allen Kriegsübeln dennoch unsere Gegend unter allem Druck die Aussicht auf eine Ernte gewährte, die den allermeisten, die wir auf einer Reise von achtzig Meilen gesehen hatten, fehlte; wo wir selbst gesehen hatten, wie Hunger und Mangel die Menschen tötete, Krieg und Viehseuchen ihre Herden aufgerieben hatten und ihre Felder zum Viehfutter abgemäht, zur Bedeckung der Baracken abgeschnitten und von den Armeen zertreten waren. Wo Weser von Pferden und Ochsen und unbegrabene Leichname der Menschen die Luft verpesteten und die Menschen aus den Dörfern entflohen waren. Hier sahen wir fruchttragende Felder, weidende Herden und unbeschädigte Dörfer und brachten nun die Hoffnung eines nahen Friedens mit. Schon in Tilsit hatten wir die sichere Nachricht erhalten, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen sei, und daß

man eifrig am Frieden arbeite. Abends um 9 Uhr kamen wir glücklich in Marienburg an und wurden mit Freuden empfangen. Mit dem Anfange des Monats Juli traten die Truppen ihren Rückmarsch nach Frankreich an. Am 14. reiste Napoleon hier durch über Marienwerder und Bosen nach Dresden. Er wurde mit Kanonenschüssen von unseren Bällen begrüßt, befahl aber, daß die Befestigungsarbeiten aufhören sollten. Starke Einquartierungen beschwerten noch immer unsere arme Stadt. Den 18. hatten wir die Kaiserlichen Gardes, die sich durch Ungezogenheiten auszeichneten. (Als Rigand seine Stelle als Gouverneur niedergelegt hatte, folgte St. Cyr, der gegen seinen humanen Vorgänger bedeutend abstach. Er verlangte, die Stadt solle für seine Tafel sorgen, mußte sich aber schließlich mit vier Dutaten Tafelgeld täglich begnügen. Ein Beispiel der schamlosen Art und Weise, in der sich die französischen Generale selbst nach abgeschlossnem Frieden durch Erpressungen bereicherten, bietet der Brückenhandel. Es verlangte nämlich ein Artilleriegeneral von der Stadt, sie solle ihm die Nogotbrücke abkaufen, und da die Stadt sich weigerte, den mit ihrem eigenen Gelde aufgeführten Bau wieder zu kaufen, so drohte der General sie abzubrechen und in Danzig zu verkaufen. Auch die Ballisaden wurden ausbezogen, obgleich der Magistrat den Verkauf derselben hintertrieb. Der General unterhandelte mit der Stadt auf Befehl des Marschalls Soult, der in Elbing stand. Zu diesem war eine Deputation geschickt, um ihm zu beweisen, die Brücke sei nicht königliches, sondern städtisches Eigenthum. Dies glaubte der Marschall gern, behauptete aber doch ein Recht zu haben, die Brücke zu verkaufen, da sie einer Kommune und nicht einem Privatmanne gehöre. Kurz, der Mann wollte Geld, und die Stadt wollte keins geben, um ihr Eigenthum zurückzukaufen. Schließlich sah er sich doch zu einem gütlichen Uebereinkommen genöthigt, da Ernst gemacht wurde, die Brücke in Danzig zu verkaufen. Der Magistrat zahlte für die Brücke eintausendachtihundert Taler und für die Ballisaden in den Bällen zweitausend Taler. Ebenso wurden von den Franzosen die Lazaretttuchstücken veranktioniert, die die Stadt gegeben hatte, und mancher

Bürger kaufte seine eigenen Kessel, Pfannen u. a., die er leihweise hingegeben hatte, wieder zurück.) Nun erfuhren wir auch etwas von den Friedensbedingungen: Südpreußen, Danzig, Thorn und die Länder jenseits der Elbe gehen verloren. Gebe nur Gott, daß eine innere Verbesserung der Staatseinrichtung diesen Verlust weniger fühlbar mache!

Den 31. Juli dauern die Durchmärsche noch fort, sie sollen bis zum Oktober noch fort dauern, unsere Bürger und Landleute werden gedrückt, unsere Felder verheert, Gott gebe baldige Befreiung! Oft habe ich mich selbst gefragt, was wäre Bonaparte geworden, wenn er nicht diese Zeiten erlebt hätte? Heute fand ich die Beantwortung in der Lebensbeschreibung Mandries S. Bauer interj. Lebensgemälde pag. 611 sequentibus. — Den 6. August. Als ich das Letzte schrieb, glaubte ich noch nicht, daß meine Familie noch mehr unter dem Drucke des französischen Krieges leiden würde. Ich hatte meinen Garten, mein Vermögen und meine Ruhe verloren; aber auch mein Schwager und Freund, der sehr geschickte und allgemein geliebte Dr. Gerth, sollte mir entrißen werden. Er, der schon damals vier Wochen hindurch, als kein französischer Arzt hier war, das französische Hospital besorgt hatte, wurde jetzt, da Francois, ein Mensch von niederem Geist, einer Krankheit erlag, gezwungen, das Hospital acht Tage hindurch zu besorgen. Selbst schon kränklich, zog er sich hier ein petochialisches Nervenfieber zu und starb am 31. Juli. Um unser Unglück zu vergrößern, wüthen jetzt ansteckende Nervenfieber, und die Sterblichkeit ist ungewöhnlich groß. Dem 20. August als dem Tage, an dem nach dem feierlich abgeschlossenen Frieden die Franzosen über die Weichsel zurückgehen sollten, sahen wir mit vieler Sehnsucht entgegen und erduldeten ruhig die Plagen und Bedrückungen des Soult'schen Heerhaufens, der unsere Gegend besetzt hielt. Er kam, der erwünschte Tag, und die wort- und bundbrüchige Nation — blieb hier, verzehrte alles und noch heute, den 5. September, dulden wir alle ersinnlichen Plagen, sowohl durch die viehischen Ausschweifungen einer verderbten Nation, als auch durch die traurigen Folgen des Krieges.

Den 15. August war Napoleons Geburtstag. Bei harter Strafe war anbefohlen worden, daß ein jeder sein Haus erleuchten mußte. Die Stadt und das Land mußten Geld hergeben, daß die Offiziere bei einem Ballo (in der Loge) sich der Trunkenheit und Wollust überlassen konnten. Ich und alle angesehenen Personen waren dazu eingeladen, aber kein Rechtschaffener besuchte ihn.

Den 23. August starb mein ältester Sohn Friedrich Ernst Hermann Heinel; hoher Tugend Sinn und reine Vaterlandsliebe waren die Grundzüge seines Charakters; er war Kandidatus Rameialium und wurde nur 21 Jahre 23 Tage alt. So mußte ich auch den Verlust meines Erstgeborenen erdulden! Eine pestartige, mit Nervenfieber verbundene Krankheit raffte hier und in umliegenden Gegenden viele Menschen hin. In Marienburg starben in dem Vierteljahre vom 1. Juni bis ult. August soviel, als sonst in einem Jahre. Das Rindvieh, das die Franzosen nicht verzehren, stirbt an der Seuche, und in vielen Dörfern gibt es keine Kuh mehr. Nie sah man soviel Fliegen und Ungeziefer, als in diesem Jahre. So muß noch im Frieden unsere Gegend verheert werden. Die Fenerung ist sehr hoch gestiegen. Veinahe ärger als während des Krieges verfährt die noch immer hier stehende französische Garnison, und es scheint, daß, da die Engländer Kopenhagen besetzt haben, sie hier ihre Wohnungen aufschlagen wollen. Geschieben den 24. Oktober. (Indes langweilten sich die Herren Offiziere der zurückgebliebenen französischen Garnison und beschloffen, Ende Oktober ein Theater zu errichten. Sogleich wurde auf Kosten der Stadt das ehemalige Bethaus, spätere Arrestlokal, in ein Theater verwandelt. — Im November 1807 marschierte die Garnison ab, und auch der Gouverneur St. Cyr ging mit, es folgte aber doch wieder eine kleine Truppenabteilung unter General Martinière als Besatzung. Die geringe Einquartierung wäre nicht drückend gewesen, wenn nicht das Lazarett, in dem die Kranken des ganzen Soultischen Korps untergebracht wurden, der Stadt soviel Lasten verursacht hätte. Endlich wurde bestimmt, Marienburg solle unter allen diessseits der Weichsel gelegenen Städten allein den Winter hindurch französische Besatzung behalten,

begeglichen sollte die „Insel Rogat“ [das Große Werder] besetzt bleiben, und daher blieben auch noch viele Truppen im Werder, und große Massen Schlachtvieh wurden aus demselben requiriert, und da im Februar 1808 die Lieferungen im Werder nicht mehr aufgetrieben werden konnten, so wurden mehreren Bürgern der Stadt die Rüge gewaltsam aus den Ställen genommen.) 1807 den 11. Dezember räumten die Franzosen alle diesseits der Weichsel gelegenen Ortschaften, nur Marienburg, wo noch ein ansehnliches Lazarett ist, und das Große Werder sind besetzt und empfinden die Lasten des Krieges ebenso stark als mitten im Kriege. (Unter dem neuen Gouverneur Legrand mußte die Stadt nach wie vor die Tafelgelder zahlen und sogar dem gemeinen Soldaten Wein liefern, so daß sie einige Fässer Wein in Elbing und in Danzig leihen mußten. Noch acht Monate hatte die Stadt zu dulden; auf Legrand folgte ein Husaren-General Soult, diesem ein Husaren-Oberst als Kommandant, und beide trieben es wie die Vorgänger.) 1808. Legrand, Divisions-General, der bis zum 27. Juli hier hauste, und das Hospital ruinierten die Stadt immer mehr. Hartherzigkeit und Geiz zeichneten den ersteren aus, und man drückte uns und den Landmann im Großen Werder so sehr, daß aus vielen Dörfern, z. B. aus Blumstein, Schadwalde, Defewitz, die ehemals so reichen Einwohner auswandern mußten. Seit dieser Zeit bezogen die Franzosen das Lager, allein das Große Werder blieb mit Reiterei besetzt, und nach Marienburg kam ein Trupp von hundert Infanteristen, die alle vierzehn Tage abgelöst wurden. Der 22. November 1808 war endlich der Tag unserer Erlösung, und sowohl das Lazarett als auch sämtliche französische Truppen hatten an diesem Tage Marienburg verlassen. Geschrieben im Dezember 1808. (Als die letzten Franzosen über die Rogat gesetzt waren, ertönte vom Turme „Nun danket alle Gott“, und durch einen Ball feierte man den Tag der langersehnten Erlösung. Aber die Stadt war verarmt durch die Kriegslasten, und die Summe der aufgenommenen Gelder war bedeutend. Die Ausgaben, die die Franzosen der Stadt während der 22 Monate verursacht hatten, beliefen sich auf einhundert-

einunddreißigtausendeinhundertvier Taler. Die Zeit des inneren Aufschwunges in Preußen und der Neugestaltung aller staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse, wodurch die Erhebung und endlich Befreiung des Vaterlandes erzielt wurde, berührte auch diese Gegend. Vor allen Dingen ist hier die Umwandlung zu erwähnen, die durch die Einführung der neuen am 10. November 1808 vollzogenen Städteordnung bewirkt wurde. In Neuteich wurde die Städteordnung bereits am 12. Januar 1809 eingeführt, später in Marienburg. Als zum ersten Male die Stadtverordneten gewählt wurden, ging dem Wahlakt eine kirchliche Feier voraus (15. Januar 1809), wobei Superintendent Heinel in seiner Kürpredigt den Wählern die Wichtigkeit dieses Aktes warm ans Herz legte. Am 18. Juli endlich wurden die Stadtverordneten und der neue Bürgermeister Kramer nach vorhergegangener kirchlicher Feier eingeführt. Die bisherige Verbindung von Polizei und Justiz im Stadtrate hörte fortan auf; an Stelle der bisherigen vier Bürgermeister und des Stadtdirektors trat ein lebenslänglich gewählter Bürgermeister. Es wurde auch die Stadtgemeinde von der Kirchengemeinde getrennt, alle Hemmnisse, die den Katholiken gehindert hatten, in den Rat einzutreten, fielen weg, und den Juden wurde gestattet, sich in Marienburg niederzulassen.) — Aber mit dem Abmarsche der Franzosen waren noch nicht alle unsere Wunden beendet, und wir fingen erst bei erhaltener Ruhe an, die Wunden zu fühlen, die uns der Krieg geschlagen hatte. Zwar tat der Staat alles, was er vermochte, um unsere Wunden zu heilen; allein er war zu schwach, um uns zu helfen. Einhundertzwanzig Millionen Kontribution mußten an Napoleon bezahlt und französische Besatzung in den drei Oberfestungen Glogau, Küstrin und Stettin verpflegt werden, und dieses machte neue Auflagen notwendig, die um so drückender wurden, da der Staat um die Hälfte verkleinert, der Handel gesperrt und die Untertanen erschöpft waren.

Unsere Stadt hatte nahe an einhundertvierzigtausend Taler Schulden, und das bürgerliche Gewerbe stockte theils wegen des gesperrten Handels, theils wegen der Armut des Landmanns, der, gewohnt, hohe Preise für sein Getreide



zu erhalten, sein Land teuer gekauft hatte, und doch kostete nur im Jahr 1810 der Weizen einen Taler dreißig Groschen, Roggen achtundvierzig Groschen, Gerste und Hafer sechsunddreißig Groschen. — Ueberhaupt war das Jahr 1810 sehr unglücklich: Preußen verlor im Juli seine allgemein verehrte Königin Luise. Napoleon gab das Edikt von Vertilgung aller englischen Fabrikate und hoher Impositierung der Kolonialwaren (fünfzig Reichstaler pro Zentner Kaffee), und Preußen mußte, um den Rest der Kontribution mit sechzig Millionen zu bezahlen, neue Steuern einführen, die aber zugleich die Freiheit und Gleichheit der Bürger mit herbeiführen werden. Geschrieben im Dezember 1810.

Immer noch droht ein neues Ungewitter von ferne früher oder später wieder auszubrechen. Die Größe und Stärke Rußlands ist dem Berberber Napoleon unerträglich; vielleicht nur der Krieg mit Spanien hält ihn zurück, wo er durch Englands Unterstützung noch lebhaft geführt wird. Ganz Europa leidet unter seiner Geißel. Der Handel ist unterbrochen und fast bei Todesstrafe mit England unter sagt, der Geldmangel in allen Ländern groß, denn Krieg und Expropiationen des Berberbers sögen sie aus. Ja, ungeachtet die Kontribution größtenteils bezahlt ist und bezahlt werden kann, sobald die preußischen Festungen geräumt sind, hält Napoleon Ologau, Küstrin und Stettin noch immer besetzt, so ganz wider den Friedensschluß zu Tilsit. Auch Danzig ist besetzt und leidet unendlich. Unterdessen befördert unser edler König Friedrich Wilhelm III. alles Gute in seinem Lande, besonders das Schulwesen. In diesem Jahre stiftete er hier in Marienburg eine Normalschule, die er reichlich dotierte, und wir sehen der Errichtung eines Schullehrer-Seminarii entgegen. Marienburg, den 3. Oktober 1811. Die im Staat unverhältnismäßig im Umlaufe befindliche Menge von Scheidemünze hatte schon seit langen Zeiten verursacht, daß sie gegen Kurant ein Agio von zwei bis drei Prozent geben mußte. Da, wie man sagt, sie durch untreue Staatsdiener in den letzten Zeiten noch verschlechtert worden war, auch die Engländer in Birmingham diese Münze verfälscht und auf Schleichwegen in Preußen

einführten, so mußte sie bei Erschütterung des Staates noch mehr an Vertrauen verlieren, zumal da sie in den von Preußen abgerissenen Provinzen entweder herab- oder außer Kurs gesetzt wurde. Der Staat fand sich daher genöthigt, sie 1808 um ein Drittel zu reduzieren, aber man nahm dennoch bis zwanzig Prozent Aufgeld. Daher wurde 1811 im Monate Dezember bekannt gemacht, daß alle Münzen eingeschmolzen werden sollten, daß von nun an der Unterschied zwischen Münze und Kurant aufhören und daher mit sechzehn Prozent Aufgeld die Münze zur Kur erhoben würde. Noch immer sind die Obergelungen in den Händen der Franzosen und nahrunglose Zeiten, die der Vucher verschlimmert. Den 10. Januar 1811. — Den 12. April 1812. Das Streben des preussischen Staates war seit dem Frieden zu Tilsit immer darauf gerichtet gewesen, durch ganz neue Organisation des Staates, durch Vermehrung der bürgerlichen Freiheit, durch Befreiung des Erwerbsfleißes von so manchen Einschränkungen, durch Beförderung des Schul- und Erziehungswesens und selbst durch beispielvolles und kräftiges Einwirken auf den Lehrstand, deren Mitglieder seit dem Monate Juni 1811 eine eigene Amtskleidung erhielten, die tiefen Wunden, die ihm geschlagen waren, allmählich zu heilen. Aber der gesamte Handel und die Herrschgier Napoleons ließen das Gute nur langsam gedeihen. Unter einer Last von Privatschulden und vermehrten Auflagen, deren Notwendigkeit man einsah, und bei dem gesperrten Handel konnte nur wenig Erholung stattfinden. Doch hatte man sich an manchen Orten bemüht, ihre Gärten wieder herzustellen und auf abgetragenen Stellen ihre Häuser wieder zu erbauen. Man schränkte sich ein und suchte Schulden zu bezahlen. Doch die Herrschgier Napoleons, der nun seit mehreren Jahren mit den Engländern in Spanien und der gegen ihn aufgestandenen Nation mit ungleichem Glücke gekämpft hatte, duldete es ungern, daß es noch Staaten in Europa gab, die seinen Befehlen nicht gehorchten. Da nun zwischen Rußland und England Unterhandlungen im Werke waren, so richtete er seinen Unwillen auf Rußland, das zwar glücklich im Kriege gegen Schweden und Türken gewesen war, aber durch

französischen Einfluß mit letzteren keinen Frieden abschließen konnte. Preußen kam hierbei in die traurigste Lage und mußte einen Allianztraktat mit Frankreich schließen, vermöge dessen es sechsundzwanzigtausend Mann Hülfsstruppen gegen Rußland gab und den Durchmarsch durch seine Länder erlaubte. (Das Jahr 1812 brachte von neuem französische Einquartierung nach Marienburg, als Napoleons Truppenmassen nach Rußland marschierten. Marienburg, Neuteich und die umliegenden Dörfer hatten Einquartierung, diesmal aber nur vorübergehend. Indes wurden doch in Marienburg die alten vernachlässigten Schwedenwälle wieder hergestellt, und die in der Franzosenzeit von 1807 und 08 angelegten Werke vergrößert. Die äußere Befestigungslinie außerhalb der Neustadt wurde in Angriff genommen, konnte aber des Winters wegen nicht beendet werden. Auch das Schloß wurde wiederum von den Franzosen beansprucht, und zwar wurde das Mittelschloß als Hospital benutzt, das Hochschloß blieb Magazin für das Heer.) Den 7. April verließ uns das dritte ostpreussische Füsilierbataillon, nachdem bereits am 2. April französische Ingenieure und eine Kompagnie polnischer Sappeure bei uns eingerückt waren. Den 10. rückte hier und in die umliegende Gegend ein Regiment französischer reitender Jäger ein, die uns am 12. verließen, um einem Regimente Westfalen und einem Regimente Polen Raum zu machen. Am 10. fing man an, die Gärten zu zerstören, die neu angelegt waren, um die Werke wieder herzustellen. Viele Häuser wurden niedergerissen. Die Teuerung stieg, der Futtermangel riß ein und sowohl an der Düna als auch an der Weichsel sammelten sich ungeheure Heere. Nachdem auch hier über zweihunderttausend Mann durchmarschiert waren, erschien Napoleon am 7. Juni in Marienburg, reiste von hier nach Danzig und kehrte am 10. zurück, um nach der Armee abzugehen, die, nachdem sie dem hiesigen Landmanne den größten Teil seiner Pferde genommen und in Ostpreußen und Litauen sehr viel Verwüstungen angerichtet hatte, den 26. Juni über Memel ging und das russische Gebiet betrat. Wie hatte Napoleon einen Feldzug mit größerer Vorsicht angefangen: ungeheure Getreidevorräte wurden

der Armee nachgeführt und selbst aus Italien und Sachsen wurden täglich Herden von Hunderten und Tausenden von Kindern durchgetrieben. Ein Glück für uns, weil wir sonst jetzt keine Ruh mehr haben würden. Drückend für die hiesige Gegend ist es, daß die Militärstraße von Thorn—Marienwerder über Marienburg geht. Man berechnet die Zahl des französischen Heeres und seiner Allirten fünfhunderttausend Mann.

Seit den Kriegen der Perser und den Kreuzzügen gab es nie ein solch ungeheures Heer. Mit rascher Eile schritt Napoleon vorwärts, in der Mitte des Julius waren schon Schamaiten, Kurland, Livland und ganz Litauen in seinen Händen, die Düna und der Dnepr waren überschritten und Riga belagert. Die Preußen bewiesen sich tapfer, litten aber bei einem unvermuteten Ausfall aus Riga. Den 14. August wurde Smolensk eingenommen. Nachdem am 7. eine mörderische Schlacht bei Mosaisk zwischen beiden Heeren vorgefallen war, rückte Napoleon den 14. September in Moskowa ein, von deren großer Stadt, wie früher von Smolensk und Biazma, die Russen soviel als möglich vernichteten, um dem Sieger die Früchte seiner Anstrengungen zu rauben. Vierfünftel von Moskowa waren niedergebrannt. Napoleon scheint in einer üblen Lage zu sein, er geht immer tiefer in Rußland hinein, sollte ihm das nicht gefährlich werden? Die Zeitumstände führen neuen Druck herbei; unser guter König ist genöthigt, seine Untertanen mit neuen Lasten zu belegen und eine Vermögenssteuer von drei Prozent und eine Einkommensteuer von fünf Prozent auszuscheiden, die sehr drückend wird. So traurig auch in diesem Frühjahr die Aussicht zur Ernte war, indem die gleich einer Duschredenwolke durchziehenden Heere alles das verzehrten, was zur Saat gebraucht werden sollte, und den größten Theil der Pferde raubten, so gesegnet ist sie dennoch ausgefallen. Indessen rückte Napoleon immer weiter in Rußland vor und bemächtigte sich der vor ihm liegenden Gegenden, als sich endlich eine beträchtliche russische Armee ihm entgegenstellte. Bei Mosaisk kam es endlich zu einer mörderischen Schlacht am 7. September, in der die Franzosen einen sehr großen Verlust hatten, der aus öffentlichen Blättern

wohl bekannt werden wird. Den 12. rückte Napoleon in Moskowa ein, allein der dortige Gouverneur Rostopshin hatte vor seinem Rückmarsch alle Spritzen und Löschmaschinen, sowie die vorzüglichsten Seltenheiten und Kostbarkeiten der Stadt wegführen lassen und dreihundertsechzig Verbrechern die Freiheit geschenkt, sowie noch zweihundert andere herzhaftige Leute ausgewählt und ihnen große Belohnung versprochen unter der Bedingung, daß dann, wenn die Franzosen eingerückt sein würden, sie die Stadt anzünden sollten. Sein Befehl wurde genau vollführt und die Stadt an fünfzig verschiedenen Orten angezündet, so daß neunzehntel dieser berühmten Stadt mit allen ihren Hütten, Kirchen und Palästen in Asche gelegt wurden. Bei dem Brande wurde so mancher Franzose ermordet, deren Tod man durch eine Fülllade an den Brandstiftern rächte. Unglaublich wird vielleicht den Nachkommen diese Tat erscheinen, die, so barbarisch sie ist, doch ganz den Zweck erreichte, den sie erreichen sollte. Napoleons Fortschritte wurden gehemmt. Zwar hatte er auf Schwierigkeiten gerechnet, zerlegbare Windmühlen anfertigen, Herden von Ochsen, Handwerker, Wassermaschinen (um durch Schläuche aus entfernten Gegenden Wasser in die Läger zu leiten), Krankenwärterinnen, Totengräber hatte er mit sich geführt, aber das hatte er nicht vermutet, daß der Ort, wo er Winterquartier anlegen wollte, die zweite Hauptstadt Rußlands, die den asiatischen Handel mit dem europäischen vereinigte, von der eigenen Nation zerstört werden würde. Die Folgen dieser Tat werden die Nachkommen beurteilen, die Zeitgenossen sind zu sehr an das Außergewöhnliche gewöhnt, um darüber sehr zu erstaunen. Außerordentliche Begebenheiten haben außergewöhnliche Wirkungen. Geschrieben den 27. November 1812.

Den 26. Oktober verließ Napoleon Moskowa und zog sich über Smolensk zurück. Vor seinem Abzuge ließ er den Kreml, das alte Schloß der Zaren, sprengen. Bei seinem Rückzuge wurde er unaufhörlich von der russischen Armee verfolgt, die ihn endlich durch des Fürsten von Wittgenstein Betribsamkeit einschließen wollte. Durch Hülfe der deutschen Truppen indessen schlugen sie die

Feinde zurück. Indessen schwächten Hunger und Kälte die Armee so sehr, daß die meisten Kavallerie- und Trainpferde verzehrt wurden. Alle Kanonen der großen Armee, aller Raub, den sie bei sich führten, Gepäck, Train, Archiv und selbst das Tagebuch Napoleons wurden erbeutet. Den 6. Dezember verließ er die Armee und floh über Glogau, wo er am 12., und Dresden, wo er am 14. ankam, in seine Heimat. Die große Armee war vernichtet, und nur Marschälle, Generale und hohe Offiziere konnten dem Hunger, dem Frost und dem Schwert entgehen. Den 15. kamen dergleichen Flüchtlinge in Königsberg an, und seit dem 18. sahen wir hier viele durchziehen, wodurch in diesem außerordentlich kalten Winter unsere Not vergrößert wird. Es scheint, man wolle sich an der Weichsel setzen. Das preussische Korps unter General York soll sich, da es abgeschnitten war, den Russen ergeben haben (etwa zwanzigtausend Mann) und mit klingendem Spiele nach Riga einmarschirt sein. Nie war eine Niederlage schändlicher und größer, als die der großen französischen Armee. Gott strift für die Russen. Unsere Lage ist bedenklich, doch sollen die Russen auf preussischem Gebiete sich sehr roh betragen. Gott, auf den ich traue, wird über uns wachen. Geschrieben den 23. Dezember 1812.

Traurige Weihnachten. Die Weihnachtsfeiertage waren zwar schlecht und verfloßen unter dem Geräusche der Fliehenden, die zum Theile hierblieben und die Einquartierung sehr drückend machten; obgleich einige Franzosen viel Geld hierlassen mußten, um sich einzukleiden, wodurch die Handels- und Wirtshäuser gar sehr viel Geld gewannen, so war doch für mich der größte Schmerz und das schwerste Leiden auf den 6. Januar 1813 verschoben. An diesem Tage nämlich starb mein zweiter Sohn, der Oberlandesgerichts-Referendar Gustav Heinel, im vierundzwanzigsten Jahre seines Alters an der Lungensucht, nachdem vor fünfzehn Jahren mir Gott meinen ältesten Sohn, den Regierungs-Referendar Friedrich Heinel, im zweiundzwanzigsten Lebensjahre gleichsam als zwei Kriegsoffer abgefordert hatte. Wer es begreift, was das heißt, aus einer Familie, die sich mit seltener Liebe umfängt, die beiden ältesten Söhne, an deren Erziehung der letz-

saure Schweißtropfen verwendet, deren Erziehung so wohlgeraten war und so herrliche Früchte zeigte und mit ihnen seine Hoffnung verlieren, der begreift meinen Schmerz, für alle anderen sind bloße Worte unnütz.

Den 4. Januar rückten die russischen Truppen unter der Armee des Generals Tschetschatow in Königsberg ein; den 11. kam Murat, eines Pariser Kochs Sohn, den Napoleon zum Könige von Neapel gemacht hatte, mit den letzten Trümmern der Armee nach Marienburg, um nach Danzig zu fliehen, wohin er am 12. morgens abreiste. Abends kamen Kosaken und Husaren mit reitender Artillerie hier an. Am 12. und 13. hatten sie noch einige Scharmügel mit den Franzosen bei Palschau und Dirschau, wobei sie das wenige Geschütz eroberten. — (Auch Marienburg sollte die traurigen Folgen des französischen Rückzuges empfinden. Das von ihnen eingeschleppte ansteckende Fieber griff bald unter den Bewohnern um sich, am 24. Januar erlag demselben Superintendent Heinel und am 26. Amtsrat Tügen. Die Seuche wüthete bis in den April hinein und raffte einhundertfünfundsiebzig Menschen hin. — Trotzdem herrschte eine wunderbare Begeisterung unter den Bewohnern, die sich schon in der Nachricht von dem Rückzuge der Franzosen überall kundgetan hatte, und kaum war der Aufruf des Königs an das Volk ergangen, so eilten Männer und Jünglinge herbei, um unter ihres Königs Fahnen für die Freiheit des Vaterlandes zu strecken. — Diesem heiligen Zwecke wurden von den durch die Kriegsjahre erschöpften Bewohnern die größten Opfer gebracht, und auf dem Rathaus und bei dem Frauenvereine kamen reiche Spenden ein, die zur Ausrüstung der Truppen bestimmt waren. Die Begeisterung unter den Bewohnern der Stadt und Umgegend wurde nur durch einen Umstand etwas gedämpft, durch die Kantonsfreiheit der Mennoniten, die gerade in dieser Zeit ein Stein des Anstoßes war, da die Aushebungszahl der kantonspflichtigen jungen Leute in dem Kreise, wo so viele Mennoniten wohnten, sich dadurch bedeutend höher stellte. Aus Marienburg und Stadtgebiet, das damals [die Mennoniten mitgerechnet] etwa fünftausend Einwohner haben mochte, wurden einhundertelf Mann Landwehr zu Fuß und zehn

Mann zu Pferde gestellt, gut gekleidet und ausgerüstet. — Am 8. Mai war das Bataillon des Kreises, das 19. Landwehrebataillon genannt, vollzählig und erhielt feierlich die kirchliche Weihe zu dem bevorstehenden Kampf. In aller Eile wurde es eingeübt und am 29. schon konnte es zum Belagerungskorps vor Danzig abziehen. Der Kommandeur, Okerit Graf Louis zu Dohna, hatte auch das Elbinger Bataillon herangezogen und sprach die versammelten Truppen vor dem Marientor in begeisternder Rede an. — Die Bürger Marienburgs begleiteten die Abziehenden bis zum nächsten Nachtquartier. — Auch der Landsturm war mittlerweile gebildet worden und die kombinierten Scharen des Marienburger und Neuteicher Kontingents wurden mehrfach alarmiert, hatten auch einmal Gelegenheit, in das Werder vorzugehen, um die fouragierenden Feinde, die von Danzig aus einen Streifzug gemacht hatten, zurückzutreiben, was ihnen auch gelang, denn der Feind zog sich bei der Nachricht von ihrem Vorgehen von selbst zurück. — Marienburg hatte sich in seiner Opferfreudigkeit überboten. Die Stadt hatte aus der Zeit von 1807/08 etwa einhundertsechzigtausend Taler Schulden zu verzinsen; die Kriegsschäden des Jahres 1812 betrug einhundertachtunddreißigtausendacht-hundertvierundvierzig Taler, die Ausfälle der Kammereikasse für dasselbe Jahr fünftausend Taler, und die Stadt war nicht imstande, die Zinsen der großen Schuld aufzubringen. Die auswärtigen Gläubiger klagten daher, und die Stadt hatte die größte Mühe, sie zu beschwichtigen. Die Versuche, die die Stadt von 1807—12 gemacht hatte, die Schuldenlast loszuwerden, waren alle gescheitert. Es war bestimmt worden, daß jedermann, der Bürger in Marienburg werden wollte, eine Summe von fünf bis dreißig Talern, je nach den Vermögensumständen, zum Tilgungsfonds der Stadtschulden beitragen sollte. Aber in jener traurigen Zeit suchten nur wenige Leute um das Bürgerrecht nach, und die Stadt sah sich schließlich genötigt, den Staatskanzler von Hardenberg um Erlaß der Vermögens- und Einkommensteuer zu bitten. Erst 1830 wurde der letzte Rest der Staatsschuld bezahlt. — Trotzdem kamen für die Belagerer von Danzig reiche Liebesgaben ein, sowohl in



Geld als auch in Lebensmitteln, denn gerade an den letzteren war im Lager von Danzig Mangel eingetreten, da das Belagerungskorps seit Anfang Juni nicht bloß durch die Marienburger und Gbinger Landwehr, sondern auch durch ostpreußische Landwehr verstärkt worden war. Ganz Westpreußen sorgte für den Unterhalt des Belagerungsheeres, namentlich seit die Regierung den Wunsch ausgesprochen hatte, daß die benachbarten Gegenden gerade für die Belagerer von Danzig sorgen sollten. Am 7. Juni war der Aufruf ergangen, und am 10. Juni gingen bereits fünf vierspännige Fuhrn nach Kenkau, dem derzeitigen Hauptquartiere des Oberkommandeurs Grafen zu Dohna, ab, und bis September folgten große Massen von Proviant nach. — Abgesehen von den Summen, die von Stadt und Land durch Sammlungen eingekommen waren, sei es in Kirchen oder in Vereinen und bei festlichen Gelegenheiten, hatte die Stadt allein an barem Gelde aufgebracht: zur Ausrüstung der freiwilligen Jäger sechshundertdreizehn Taler, zur Ausrüstung der Landwehr eintausendzweihundertsiebenundneunzig Taler. Die übrigen Gaben an Geld und Lebensmitteln usw. erreichten den Wert von zweitausend Talern. Und das folgende Jahr erforderte neue Opfer, als von neuem der Krieg begann. Wieder wurden Freiwillige gestellt und ausgerüstet und Sammlungen für Verwundete veranstaltet. — Im Januar des folgenden Jahres starb, allgemein betrauert, der ehemalige Kommandeur des Belagerungskorps, Graf Dohna, als Kommandant zu Danzig. Der Magistrat widmete ihm einen an seine Verwandten gerichteten Nachruf. — Mittlerweise war der Völkertampf westwärts entschieden worden und Preußen von Feinden gesäubert. — Im August 1814 eröffnete die Marienburger Schützengilde von neuem die seit 1806 unbenuzt gebliebene Schießbahn. Am 9. August wurde das Schützenfest nach den von König August II. 1710 gegebenen Satzungen eröffnet; der Schützenkönig des Jahres 1806 wurde von Ratsmitgliedern abgeholt, und der Stadtverordnete Zahn machte den besten Schuß für den König und wurde Schützenkönig. Glänzend war die Erinnerungsfeier des 18. Oktobers im Jahr 1815. Am 18. Januar 1816 wurde in den west-

preussischen Kirchen, und somit auch in Marienburg und Neuteich und den Dörfern, das Friedensdankefest gefeiert; am 4. Juli desselben Jahres folgte die Trauerfeier für die im Kampfe fürs Vaterland Gefallenen. Marienburg allein hatte achtundvierzig Mann im Freiheitskriege verloren.)



Die eingeklammerten Ergänzungen sind „Eckardt“  
Geschichte des Kreises Marienburg 1868“ entnommen.

ROTANOX  
oczyszczanie  
VIII 2015

26. Reg.



Heinel F.

KR IV.9 Malbork  
nr inw. 35829